

Die Finanzkrise

Inkompetenz oder Systemkriminalität?

Zukunft der Museen

VIII. Rheinischer Museumstag

Kirche und Erneuerung – ein Widerspruch?

Innovation als strategische Herausforderung

AUSSERDEM: SOZIALPOLITISCHE TRANSFERMODELLE DURCH DIE CHRISTLICHE BRILLE

Die schleichende Kraft der Zerstörung Geldwäsche und die Gefahren für Wirtschaft und Gesellschaft

„Jeder Wohnungseinbruch wird von deutschen Bürgern bedrohlicher empfunden als die Geldwäsche“, hat die in Italien lebende Journalistin Petra Reski in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ gesagt. Damit hat sie auf den Punkt gebracht, warum dieser Spezialfall der Organisierten Kriminalität in der politischen Diskussion der Bundesrepublik kaum eine Rolle spielt. Nicht so in der Akademie: Im Juni widmete sich eine Veranstaltung mit Partnern aus Prävention und Strafverfolgung dem Thema: „Deutschland – ein Paradies für Geldwäscher?!“



Fotos: Manfred Kasper: sbcpphoto.com

Daniel Quest, Kriminalhauptkommissar, vereidigter Dolmetscher und ermächtigter Übersetzer am Oberlandesgericht Köln, übersetzt die Redebeiträge von Dr. Roberto Scarpinato, Generalstaatsanwalt in Caltanissetta/Italien.

VON FRANK ÜBERALL

Geldwäsche ist ein abstraktes Delikt, das sich dem Durchschnittsmenschen nicht erschließt. Dass anständig wirtschaftende Unternehmen um ihre Konkurrenzfähigkeit gebracht werden, dass letztlich sogar das demokratische Gemeinwesen durch organisierte Banden ausgehöhlt werden kann, ist eine vergleichsweise unkonkrete Bedrohung. Daraus folgt, dass eine öffentliche Anerkennung für das Problem der Geldwäsche weitgehend fehlt. In der schlaglichtartigen Betrachtungsweise moderner Politik gibt es

dafür meist keine Aufmerksamkeit. Es gibt – im Gegensatz zur Lobby von Wirtschaftsverbänden, Kulturvereinen oder sozialen Institutionen – keine Interessensgruppen, die das Thema mit Macht auf die Agenda setzen: Und das, obwohl die Europäische Kommission seit langem versucht, die gesetzlichen Regeln zur Bekämpfung der Geldwäsche in Deutschland zu verschärfen.

Umso spannender ist es, dass sich nun mehrere Berufsvereinigungen zusammen gefunden haben, um Prävention und Verfolgung dieses abstrakten Delikts aktiv voranzutreiben. Der Bund Deutscher

Kriminalbeamter, die Deutsche Steuer-Gewerkschaft, der Bund der Richter und Staatsanwälte und die Deutsche Zoll- und Finanzgewerkschaft diskutierten gemeinsam mit der Akademie auf einer Fachtagung

in Bensberg Wege zur Auseinandersetzung mit dem komplexen Thema. Sie fordern von der Politik, das Problem der Geldwäsche endlich auf allen Ebenen ernst zu nehmen. Wie drängend die Situati-

“Die Mafia ist spezialisiert darauf, Geldwäsche derart professionell zu betreiben, dass überhaupt nicht mehr nachvollziehbar ist, aus welcher Quelle das Vermögen stammt.

Roberto Scarpinato,
Generalstaatsanwalt

on ist, hat jüngst das Bundeskriminalamt (BKA) in seinem „Lagebild Organisierte Kriminalität“ gezeigt. In rund 40 Prozent aller Verfahren zur Organisierten Kriminalität spielt den BKA-Schilderungen zufolge auch Geldwäsche eine Rolle. Die Zahl der Fälle hat von 2009 bis 2010 deutlich zugenommen, der ermittelte Jahresschaden durch Organisierte Kriminalität ist hierzulande auf mittlerweile gut 1,65 Milliarden Euro gestiegen. Daraus lässt sich alleine durch Delikte der Geldwäsche in Deutschland ein Gewinn von mehr als 360 Millionen Euro im Jahr errechnen.

Mit 360 Millionen Euro lässt sich viel anfangen. So viel Kaviar kann man gar nicht konsumieren, so unglaublich teure Autos nicht fahren. Das Geld wird vielmehr in Güter investiert, die sich schnell wieder verkaufen lassen. Oder es wird bei Gewinnspielen gesetzt, um „rein zufällig“ einen großen Preis zu gewinnen und diesen dann als „ehrliche“ Einnahme zu deklarieren. Oder man kauft gleich eine Immobilie und kassiert dauerhaft Miete, oder besticht Amtspersonen ... Schwarzgeld wird auf diese Art und Weise zu einer finanziellen Ressource, die auch das eigentliche Wirtschaftsgetriebe am Laufen hält. Mit Mord, illegaler Prostitution oder Drogenhandel verdiente Gelder können ihren Besitzern somit auch Zugang zu einflussreichen gesellschaftlichen Kreisen verschaffen. Es ist kaum zu erwarten, dass sie dort ihre kriminelle Orientierung verlieren.

Um Verdachtsmomente der Geldwäsche zu erkennen, sind die Fahnder auf diejenigen angewiesen, die „nah dran“ sind. Banken oder Spielcasinos beispielsweise sind häufig damit konfrontiert, ungewöhnlich hohe Summen ungeklärter Herkunft von ihren Kunden zu bekommen. Vielen anderen Branchen kann das auch passieren: Schließlich ist

Deutschland ein Land, in dem viele Geschäfte noch mit Bargeld gemacht werden. Die Zahl der 500-Euro-Scheine, die in der Bundesrepublik im aktiven Umlauf ist, ist Statistiken zufolge höher als in anderen EU-Ländern. Der Bund Deutscher Kriminalbeamter fordert deshalb eine umfassende Verpflichtung für zahlreiche Unternehmensbranchen, jeden Verdacht auffälliger Geldmengen an die Behörden zu melden.

Natürlich löst das bei einigen Betroffenen Proteste aus. So wird argumentiert, dass Wirtschaftszweige wie der professionelle globale Geldtransfer oder die Betreiber von Bezahlssystemen im Internet unter den Vorschriften leiden könnten. Es könnte zu viel Arbeit machen, die Meldungen zu erstellen. In diesem Umfeld wollen die verschiedenen Verbände trotzdem versuchen, strengere Regeln zur Aufdeckung von Verdachtsmomenten auf Geldwäsche durchzusetzen. Rückenwind bekommen sie dafür von der Europäischen Union: Die mahnt schon seit Jahren die Umsetzung einer Richtlinie zum Thema aus dem Jahr 2007 an. Doch Deutschland lässt sich bisher Zeit, arbeitet aktuell aber immerhin an entsprechenden Vorschriften. Der richtige Zeitpunkt also, Forderungen in die politische Entscheidungsfindung einfließen zu lassen.

Die Berufsverbände der unterschiedlichen Behörden fordern unter anderem stärkere Kontrollen in der ganzen Republik. Problematisch ist aber, dass die Bundesländer ungern in Beamte oder Angestellte in diesem Bereich investieren. Schließlich bedrohen Einbrüche oder Überfälle die Bürger subjektiv viel eher, weshalb diese „Hellfelder“ der Kriminalität auch eher mit Personal bedacht werden. Wenn dann der politische Wille für einen umfassenden Kampf gegen Geldwäsche fehlt, können sich die Ermittler höchstens an der Spitze des Eisbergs abarbei-

ten. Deshalb wird von den Experten mehr Personal in der Steuer- und Zollverwaltung, aber auch bei Polizei und Justiz gefordert. Das werde auch dazu gebraucht, die Welle zusätzlicher Verdachtsmeldungen nach Einführung eines neuen Gesetzes abzuwickeln. Der Bundesfinanzminister solle zudem ein „Kompetenz- und Aufsichtszentrum“ für Geldwäsche in seinem Ressort ansiedeln, um die Aktivitäten bundesweit zu koordinieren. Kripo, Zoll und Steuerfahndung sollten künftig eine interdisziplinäre Ermittlungskommission gründen: unter Leitung entweder der Staatsanwaltschaft oder von Gruppen europäischer Justizbeamter.

Als Lösungsansatz wurde auf der Tagung auch empfohlen, den Blick von Politikern und Öffentlichkeit auf eine attraktive Aussicht zu lenken, die vielleicht mehr einleuchtet als der pure Gewinn an Rechtsstaatlichkeit: Den Kriminellen ihr gewaschenes Geld wieder abzunehmen, würde sich positiv auf die öffentlichen Haushalte auswirken. Das spart Steuern, selbst wenn von dem sichergestellten Schwarzgeld die dafür zuständigen Mitarbeiter bezahlt werden müssten. Und weniger Steuern auszugeben, das ist in der deutschen Politik fast so ein wichtiges Thema wie Vorbeugung und Strafverfolgung in Sachen Wohnungseinbrüche. So kann man also doch Aufmerksamkeit für ein bis dato vernachlässigtes Thema bekommen. ■

DR. FRANK ÜBERALL lebt als Sozialwissenschaftler und Journalist in Köln. Er ist Mitglied des Expertenportals www.politikinstitut.de und lehrt Politikwissenschaft an der Fachhochschule Düsseldorf. Mitte Oktober ist sein neues Sachbuch „Abgeschmiert – wie Deutschland durch Korruption heruntergewirtschaftet wird“ im Lübbe Verlag erschienen.

FERIENAKADEMIEN

8. bis 12. Februar 2012 (Mi.-So.)
Sankt Petersburg – ein Wintermärchen
Kunst, Geschichte, Musik

16. bis 21. Februar 2012 (Do.-Di.)
Primavera Andaluza
Kultur. Tradition. Ambiente

12. bis 15. Februar 2012 (So.-Mi.)
Im Schatten des Doms
Romanik in Köln

VERANSTALTUNGSHINWEISE KULTUR

9. November 2011 (Mi.)
Audioguide, App ... – nur ein elektronischer Reiseführer?
Medienangebote für Einzelbesucher in Kirchen
Studienkonferenz

18. bis 19. November 2011 (Fr.-Sa.)
Das Vermögen des Willens und das Problem der Freiheit
Zu einer Metaphysik des Willens
Philosophisches Seminar

7. Dezember 2011 (Mi.)
Der wahre Impressionist
Eine Annäherung an Alfred Sisley
Offene Akademietagung

10. bis 11. Dezember 2011 (Sa.-So.)
Ein Künstler des Fin de Siècle
Gustav Mahler, sein Schaffen und das künstlerische Umfeld um 1900
Offene Akademietagung

Dunkle Wege des Geldes

Ein Gespräch mit Roberto Scarpinato, Generalstaatsanwalt in Caltanissetta/Sizilien

Roberto Scarpinato, 1952 in Caltanissetta/Sizilien geboren, ist eine Schlüsselfigur im Kampf gegen das Organisierte Verbrechen in Italien. Er arbeitete mit den 1992 von der Mafia ermordeten Richtern Giovanni Falcone und Paolo Borsellino zusammen und trat später als Chefankläger gegen den siebenmaligen italienischen Ministerpräsidenten Giulio Andreotti auf. Seit 2004 beschäftigt sich Scarpinato schwerpunktmäßig mit den Themen Geldwäsche und Wirtschaftskriminalität der Mafia weltweit. Wir befragten ihn anlässlich der „Geldwäsche“-Tagung in Bensberg.



Fotos: Manfred Kasper

Dottore Scarpinato, Sie betonen immer wieder, dass die Mafia längst kein italienisches Problem mehr sei. Welche Rolle spielt sie beispielsweise in Deutschland?

SCARPINATO: Die Mafia ist zu einem globalen Phänomen auf dem Gebiet der Wirtschaftskriminalität geworden. Das Problem in Deutschland ist weniger die Anwendung von Gewalt, als die „schleichende Kriminalität“. Sie drückt sich vor allem darin aus, dass hier Mafiagelder in Milliardenhöhe angelegt werden und diese Finanzkraft immer mehr Einfluss auf Wirtschaft und Politik nimmt. Verschiedene Bereiche des Staates werden so beinahe unauffällig unterwandert – eine große Gefahr für die gesamte Gesellschaft. Dem steht gegenüber, dass die deutsche Öffentlichkeit die Mafia immer noch als etwas Rustikal-Folkloristisches sieht.

Wie genau funktioniert die „schleichende Kriminalität“?

SCARPINATO: Sie müssen sich das so vorstellen, dass das schmutzige Geld, das illegal erwirtschaftet wurde, über verschiedene Konten transferiert und in einem anderen Land in scheinbar ganz normale Firmen reinvestiert wird. Die Mafia ist spezialisiert darauf, Geldwäsche derart professionell zu betreiben, dass überhaupt nicht mehr nachvollziehbar ist, aus welcher Quelle das Vermögen stammt.

Es ist eine Kriminalität der „weißen Kragen“, denn die Firmen werden in der Regel Personen zugeordnet, die unverdächtig und von der Mafia „gekauft“ sind. So gelingt es, immer mehr Gesellschaften in Deutschland zu etablieren, vor allem im Bausektor. Diese sind auf dem Markt unschlagbar, weil sie Preise bieten, bei denen die Konkurrenz nicht mithalten kann. Ergebnis ist eine hochgradig gefährliche Korruption, die sich immer weiter ausbreitet und die Regeln der Marktwirtschaft zerstört.

Wie kann man dem Problem begegnen?

SCARPINATO: Wir haben seit 2006 eine eigene Sonderabteilung, die sich ausschließlich mit der Mafia befasst. Allein in den Jahren 2007 bis 2010 konnten wir weltweit Werte in Höhe von 4,5 Milliarden Euro konfiszieren. Dies war nur durch die Spezialisierung möglich – eine aus meiner Sicht

zwingende Voraussetzung zur erfolgreichen Bekämpfung der Organisierten Kriminalität. Hinzu kommt, dass dies allein mit herkömmlichen Mitteln nicht machbar ist. Es braucht den Einsatz spezieller Technologien, zum Beispiel den Lauschangriff.

Das derzeit in Deutschland gültige Strafrecht ist aus meiner Sicht gänzlich ungeeignet, um das Problem wirksam zu bekämpfen. Das führt dazu, dass die Mafia in Deutschland mittlerweile zu einer „Erfolgsstory“ geworden ist. Ich bin davon überzeugt, dass wir ein einheitliches europäisches Vorgehen brauchen, um gegen die Geldwäsche nachhaltig vorgehen zu können – zum Beispiel hinsichtlich der Beschlagnahmung von Vermögen, das aus Geldwäsche stammt.

Zurück nach Italien und zum Vatikanstaat. Inwieweit ist ein Geldhaus wie die Vatikanbank in derartige Geschäfte verstrickt?

SCARPINATO: Der Vatikan ist zunächst einmal ein souveräner Staat. Wenn wir dort eine Finanzermittlung durchführen, müssen wir ein Rechtshilfeersuchen einleiten. Es ist grundsätzlich so, dass der Vatikan alle derartigen Versuche negiert und damit unsere Arbeit blockiert. Das ist auch ein Grund dafür, weshalb die Mafia sich immer wieder dieser Bank bedient hat, um Transaktionen durchzuführen. So haben wir beispielsweise festgestellt, dass Vito Ciancimino, ein 2002 verstorbener Mafiaboss aus Corleone, über die Vatikanbank Gelder ins Ausland transferierte. Ich würde es so ausdrücken: Wie die Wege des Herrn, so sind auch die Wege des Geldes unergründlich.

Zum Schluss eine persönliche Frage: Seit rund 20 Jahren bewegen Sie sich tagtäglich mit Personenschützern an Ihrer Seite. Wie schaffen Sie es, ein solches Leben zu leben?

SCARPINATO: Es ist ein Kampf, es ist wie Krieg. Doch wenn Menschen wie Giovanni Falcone und Paolo Borsellino deshalb ihr Leben lassen müssen, dann ist es für mich eine moralische Verpflichtung, diese Arbeit fortzuführen. ■

Das Gespräch führte Manfred Kasper.

Die Finanzkrise Inkompetenz oder Systemkriminalität?

In seinem Vortrag im Rahmen der Tagung „Deutschland – ein Paradies für Geldwäscher?!“ zeigte Dr. Wolfgang Hetzer, Berater des Generaldirektors beim Europäischen Amt für Betrugsbekämpfung in Brüssel, mögliche Zusammenhänge zwischen Organisierter Kriminalität und Finanzkrise auf.

VON WOLFGANG HETZER

Die Äußerung des ehemaligen niedersächsischen Ministerpräsidenten und jetzigen Bundespräsidenten Christian Wulff, dass die pflichtwidrige Vernichtung fremden Kapitals eine Straftat sei, beschreibt ein Wunschdenken, das durchaus nachvollziehbar ist. Es wäre dabei völlig falsch, Finanzinstitutionen generell als kriminelle Vereinigungen zu bezeichnen. Klärungsbedürftig bleibt jedoch, wie die in der ‚Finanzkrise‘ entstandenen enormen Verluste möglich waren und ob hierfür eine strafrechtliche Zurechnung in Betracht kommt.

Blicken wir in unser Nachbarland Schweiz. Hier machen jüngst bekannt gewordene Entwicklungen insbesondere mit Blick auf die Geldwäsche bestimmte Differenzierungen immer schwieriger. So hat das eidgenössische Bundesamt für Polizei (Fedpol) in seinem aktuellen Jahresbericht nicht nur festgestellt, dass Mafia-Organisationen die Schweiz als logistische Drehscheibe und Transitland missbrauchen. Das Amt geht auch davon aus, dass die Organisierte Kriminalität verstärkt

die Zusammenarbeit mit Finanzspezialisten sucht. Nach den Erkenntnissen eines Untersuchungsrichters haben Verdächtige, die der Organisierten Kriminalität zuzurechnen sind, in Zürich sogar zwei Finanzinstitute in den Konkurs geführt und sich das Geld der Kunden angeeignet.

Piero Grasso, Chef der italienischen Anti-Mafia-Behörde, bestätigt, dass die Mafia die Schweiz zur Geldwäsche nutzt. Dabei wirkten die Mafiosi zunehmend selbst als Anwälte oder Finanzexperten mit. Dennoch lässt sich natürlich selbst auf der Grundlage dieser Erkenntnisse nicht behaupten, dass die derzeitigen Turbulenzen auf den internationalen Kapitalmärkten eine Inszenierung der Mafia sind. Die Ursachen sind offensichtlich sehr viel komplizierter.

Bei ihrer Erforschung hat die Idee, dass die Verheerungen der Finanzkrise auf ein gleichgerichteten kriminelles Verhalten von Personen und Gruppierungen zurückzuführen ist, bislang noch wenig Resonanz gefunden. Es gibt noch keine einschlägigen strafrechtlichen Ermittlungen. Das ist schon deshalb

unverständlich, weil die Höhe der Boni für Bankmanager und die von Anfang an erkennbare Wertlosigkeit dubioser Wertpapiere auf eine Kombination aus diebischer Gesinnung im Bankenbereich und sanktionierungsbedürftiger Fahrlässigkeit in Politik und Exekutive hindeuten. Gerade Politiker in den Aufsichtsräten der Landesbanken haben lange nichts dagegen gehabt, wenn üppige Gewinne in den Staatssäckel flossen. Auch leisteten sie keinen Widerstand, obwohl dies bei derart riskanten Finanzgeschäften nötig gewesen wäre.

Die Bankiers hingegen sind mittlerweile zu ‚Feldherren‘ unserer Zeit geworden. Nur vernichten sie jetzt nicht mehr fremde Armeen, sondern Geld und Arbeitsplätze. Ein reformiertes Strafrecht ist womöglich das einzige Mittel, um ihnen beizukommen. Insbesondere das Kreditgeschäft mit Verbriefungen hat nach einer erfolgreichen Anfangsphase überdreht, so dass sich die Justiz mit ihm befassen müsste. Bei der strafrechtlichen Aufarbeitung der Finanzkrise ist daher auch der Schutzbereich der Bankrottdelikte sowie des Kreditwesengesetzes

in der zukünftigen Gesetzgebung stärker in den Fokus zu nehmen.

Die Finanzkrise birgt das Potenzial für eine Zerstörung des gesellschaftlichen Friedens, dessen Sicherung eine zentrale Aufgabe des Strafrechts ist. Doch selbst wenn man bei der Auffassung bleiben sollte, dass die Finanzkrise ‚nur‘ ein abstraktes Systemversagen offenbart, das als solches nicht strafrechtlich geahndet werden kann, und dass eine Bestrafung ausgeschlossen ist, weil das Aktien-, Handels-, Bilanz-, oder Kapitalmarktrecht bestimmte Strukturen und Verhaltensweisen erlaubt, müsste man über sehr grundsätzliche und tief greifende Änderungen nicht nur in unserem Rechtssystem nachdenken. Es stellt sich sogar die Frage, ob der systemischen Abwälzung des wirtschaftlichen Risikos vor allem auf hart arbeitende Staatsbürger nicht eine in Politik und Wirtschaft verbreitete Korruption durch Inkompetenz vorausgegangen ist. Dies könnte am Ende sogar eine Legitimationskrise der Demokratie auslösen. Das wäre der denkbar schlimmste Fall, der auch mit viel neu gedrucktem Geld nicht mehr zu beherrschen wäre. ■



Wenn ein „Urgestein“ zum Aufstand ruft ...

Norbert Blüm stellte in der Akademie sein neues Buch vor

Norbert Blüm rechnet ab: mit der Entkopplung von Geld und Arbeit, von Finanz- und Realwirtschaft, mit Ratingagenturen und Wirtschaftsweisen, mit der großen Politik und mit dem Paketboten an seiner Haustür. In seinem jüngsten Buch „Ehrliche Arbeit“ nimmt der Rekordminister der Kohl-Jahre nicht nur die vermeintlichen großen Fragen der Zeit aufs Korn. Blüms „Angriff auf den Finanzkapitalismus und seine Raffgier“, so der Untertitel, geht vielfach vom Alltag der Menschen aus und nicht zuletzt von der Biografie seines Autors.

VON CHRISTIAN LINKER

Legt Norbert Blüm hier ein Vermächtnis vor, die Summe eines reichen Lebens? Oder startet der Mann, der einst die Renten garantieren wollte, im fortgeschrittenen Alter selbst noch einmal richtig durch mit seiner Kampfansage an das Finanzsystem? „Eher letzteres“, antwortete Blüm auf diese Eingangsfrage des Moderators. „Ich habe einen Aufschlag gemacht und freue mich über vielfältige Reaktionen. Die Diskussion beginnt gerade erst.“

Entsprechend hielt sich der Autor auch nicht mit dem eigenen Werk auf, sondern ritt seine Attacken gegen Raffgier, Arroganz und Unmoral in größtenteils freier Rede und mit markigen Vergleichen: „Die Trefferquote der Sachverständigen“, so Blüm, „ist niedriger, als wenn ein Gorilla versucht, rückwärts einen Pfeil auf eine Zielschreibe zu werfen“. Im Klartext war damit zum Beispiel die Lehman-Pleite von 2008 gemeint, die niemand prognostiziert habe; im Gegenteil: „Kurz vorher überweist die KfW-Bank noch 350 Millionen Euro“. Oder die Frage, warum Kommunen auf dem amerikanischen Immobilienmarkt spekulieren. Blüms Diagnose: „Die Maßstäbe sind verloren gegangen.“ Insofern gehe es nicht so sehr um Finanzkrisen, sondern um eine ausgemachte Kulturkrise. Dazu Blüm: „Das Leitbild unserer

Kultur ist der Homo Oeconomicus, der fortwährend nur seinen eigenen Nutzen maximiert.“

Den Verfall der guten Sitten beobachtet der ehemalige Bundesarbeitsminister auch in seinem Briefkasten. „Wenn der Paketzusteller mich einmal nicht antrifft, bekomme ich einen Zettel, wo ich das Paket abholen soll“, führte er aus und folgerte: „Ich bezahle eigentlich für eine Leistung, und dann muss ich das Paket selber abholen. Auf die Weise werden wir alle zu freien Mitarbeitern der Post.“ Ganz zu schweigen von dem Versuch, ein Bahnticket zu erwerben. Mit solch eingestreuten Alltagssatiren sorgte Blüm für Heiterkeit, um dann unvermittelt wieder ernst zu werden: „Diese Gesellschaft wird in dieser Form die nächsten zwanzig Jahre nicht überleben.“ Von seiner Kulturkritik nahm der ehemals als „Herz-Jesu-Sozialist“ betitelte Katholik Blüm auch die Kirche nicht aus: „Die Christliche Soziallehre findet derzeit leider keine Antworten auf die Situation.“

Die Analysen des politischen Urgesteins kamen präzise und pointiert auf den Punkt; zu konkreten Gegenmaßnahmen und Alternativen, nach denen in der anschließenden Diskussion vielfach gefragt wurde, blieb Blüm hingegen eher im Allgemeinen. Der gelernte Werkzeugmacher und bekennende Opelianer, der mit einer Amtszeit von sechzehn Jahren länger als jeder an-

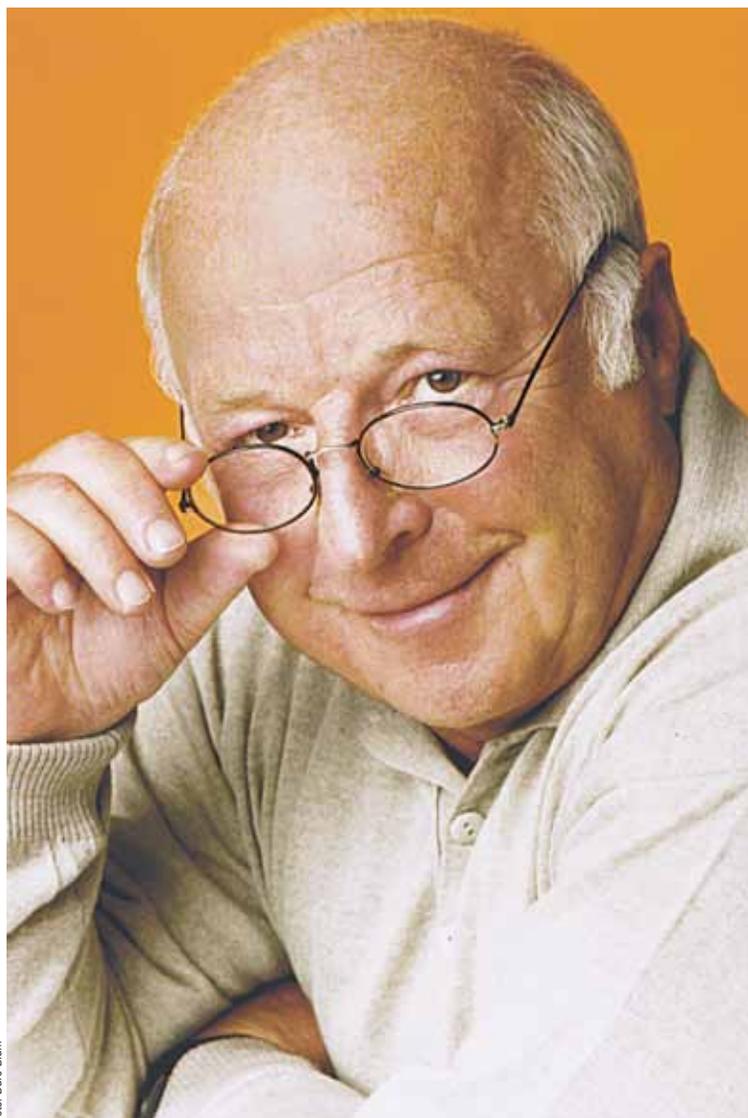


Foto: Büro Blüm

dere die Sozialpolitik der Bundesrepublik verantwortete, berief sich in seinen Forderungen aufs allzu Vertraute, vielleicht längst Vergangene. – „Ehrliche Arbeit“ eben, bei klar strukturierten Erwerbsbiographien etwa und entsprechend bei dem bisherigen System der sozialen Sicherung. Auf Fragen der Generationengerechtigkeit aus der Perspektive jüngerer Menschen mochte Blüm sich nicht konkret einlassen, verwehrt sich aber klar gegen den Verdacht jedweder Rückwärtsgewandtheit: „Ich muss Sie enttäuschen – ich bin kein Romantiker, sondern Realist. Und ich glaube, dass es einen Aufstand geben wird. Wie für Kommunismus und Sozialismus, ist auch

für diese Form des Kapitalismus die Zeit abgelaufen.“ ■

MARITA UND NORBERT BLÜM IN BENSBERG

Als Marita Blüm ihren Mann Norbert zu dessen Buchvorstellung in die Akademie begleitete, war es für beide Eheleute auch die Rückkehr an den Ort ihres ersten Aufeinandertreffens – im wörtlichen Sinne. Denn bei einem Spaziergang ums Haus am Rande einer Akademietagung, so verriet Blüm seinen Zuhörern zu Beginn seiner Lesung, „rutschte ich aus und fiel meiner späteren Frau direkt vor die Füße. Sie half mir auf und stützte mich – da wusste ich: Die hält was aus.“ Norbert und Marita, die sich bereits flüchtig aus der Vorlesung des damals in Bonn lehrenden Joseph Ratzinger kannten, wurden nach jenem Zusammentreffen im Jahr 1962 ein Paar, sind es bis heute und denken gern an Bensberg und die Akademie. Der Theorie, der zufolge sich das Entscheidende bei Bildungsprozessen meist eher informell ereignet, ist hiermit ein überzeugender Beleg hinzugefügt.

VERANSTALTUNGSHINWEISE

10. Dezember 2011 (Sa.)
Gesellschaft am Limit?
Burnout als soziokulturelles Phänomen
Offene Akademietagung

14. Januar 2012 (Sa.)
Piraten, Pizza und „Fast-Drei-Prozent“
Wohin entwickelt sich die Parteien-Demokratie?
Offene Akademietagung

Verbindend unterscheidend

Zisterzienser im Rheinland

Im Rahmen der Regionale 2010 entstanden unter Beteiligung der Akademie die „Klosterlandschaften“ Heisterbach und Altenberg, um die Potenziale dieser Kulturstandorte und ihre Bedeutung für die Region zu erschließen und hervorzuheben. Bei Erkundungen zu den Zisterzienserstandorten im Rheinland – Heisterbach, Altenberg und Marienstatt – lässt die Kunsthistorikerin Dr. Verena Kessel stets ein Panorama (einstigen) „zisterziensischen Lebens“ entstehen. Für das Journal skizziert sie die kunsthistorische Bedeutung dieser Orte.

VON VERENA KESSEL

Himmerod, Heisterbach, Altenberg und Marienstatt – diese Orte sind mit einst großen Zisterzienserklöstern im Rheinland verbunden: 1133 besiedelten Mönche aus dem Kloster Morimond in Burgund Altenberg. Kurz darauf sandte Bernhard von Clairvaux die „grauen Mönche“ nach Himmerod (1134/1135), rund fünfzig Jahre später wurde von Himmerod aus Heisterbach gegründet (1189); es sollte das einzige Tochterkloster von Himmerod bleiben. Im Jahr 1212 folgte die Gründung von Kloster Marienstatt im Westerwald, das – im Gegensatz zu Altenberg und Heisterbach – noch heute von Zisterziensern bewohnt wird. Auch wenn die drei Orte zisterziensischen

Ursprungs sind, bieten sie heute ein je eigenes Bild.

So steht in Heisterbach nur der Chor der Kirche (1202-1237) als Ruine. Dank überlieferter Zeichnungen von Sulpiz Boisserée lässt sich jedoch das ehemalige Aussehen der ursprünglichen Kirche mit einst „domhaften“ Ausmaßen gut rekonstruieren. Die außerordentlich lange Gewölbebasilika folgte im Bautypus den Kirchen der französischen Frühgotik, in den Einzelformen aber der Spätromanik des Rhein-Maas-Gebietes. Im 19. Jahrhundert faszinierte die Chorruine die Rheinromantiker. Heute besitzt der Orden der Cellitinnen das Gelände, das im Rahmen der Regionale 2010 seit einigen Jahren eine Aufwertung erfährt. Besonders anschaulich ist dabei die Rekonstruktion der ehemali-

gen „Klosterlandschaft Heisterbach“ gelungen.

Die Basilika von Kloster Marienstatt wurde zwischen 1222 und 1425 errichtet. Die lange Bauzeit, typisch für viele Zisterzienserkirchen, spiegelt sich jedoch kaum in der Gestaltung der Architektur wider. Nach einer meist raschen Errichtung der Ostteile stagnierte die weitere Bautätigkeit, die Klosterkirchen wurden häufig erst nach langer Zeit vollendet. An den Bauformen ist diese kaum ablesbar, wurde doch höchster Wert darauf gelegt, die Kirche strikt im alten Stil zu vollenden – unabhängig von aktuellen Architekturtendenzen. Neben Marienstatt trifft dies ebenso auf Altenberg zu.

Wie in Heisterbach findet sich auch an der Kirche in Marienstatt eine Mischung von rheinischen und französischen Elementen, wobei das Gotteshaus in Marienstatt eine vollendet gotische Anlage und einer der modernsten Bauten seiner Zeit im Rheinland ist. Bedeutende Ausstattungstücke sind erhalten geblieben, so einer der frühesten Flügelaltäre im Reich. Von der barocken Umgestaltung der Klostergebäude künden heute noch die Dreiflügelanlage mit Ehrenhof und ein barockes Treppenhaus. Bis in die jüngste Zeit ist der Umgang mit Kunst in Marienstatt lebendig und ambitioniert geblieben. Nach der umfassenden Restaurierung wurden neue Chorfenster von Wilhelm Buschulte sowie jüngst ein Volksaltar von Leo Zogmayer geschaffen.

Wie in Marienstatt ist in Altenberg die mittelalterliche Kirche erhalten, allerdings seit der Säkularisation ohne klösterliches Leben. 1133 von den Grafen von Berg gestiftet, verrät die aufwendige Gestalt der Kirche die Funktion als Hauskloster und Grablege. Die Westfassade mit dem riesigen achtbahnigen Fenster zählt zu den reichsten in Deutschland; solche Fassaden finden sich bei den Zisterziensern nur, wenn es sich um das Hauskloster einer Dynastie handelte. Der Baumeister des 1259 begonnenen Baues kannte die aktuelle französische Baukunst und plante die Kirche in fruchtba-

rer künstlerischer Konkurrenz zum Kölner Dom. Wie in Marienstatt lässt sich die hundertjährige Bauzeit nur mit geübtem Blick an den Bauformen ablesen. Auch hier legten die Baumeister großen Wert darauf, den Bau möglichst wie aus einem Guss erscheinen zu lassen.

Besonders anschaulich lässt sich in Altenberg die Haltung des Ordens zu künstlerischen Fragen ablesen. Sind die frühesten Fenster im Chor noch streng im Sinne zisterziensischer Zurückhaltung in Grisaille gestaltet, so ändert sich dies am nördlichen Querhausfenster (Farbeinsprengsel). Das achtbahnige Westfenster (Beginn 15. Jh.) ist das größte erhaltene mittelalterliche Figurenfenster. Es spielt mit Grisailletönen – nicht aus Gründen zisterziensischer Zurückhaltung, sondern im Sinne höchsten Raffinements.

Forschungen zur Architektur der Zisterzienser erbrachten in den letzten Jahren zahlreiche neue Erkenntnisse, wie die folgende, die auf alle drei Standorte zutrifft: Die Zisterzienserbauten wurden in der Regel von einheimischen Bauleuten errichtet; es gab keine bauenden Mönche oder wandernden Bauhütten des Ordens, es gab wohl nicht einmal ausdrückliche Bauregeln. So finden sich beispielsweise in allen drei Kirchen auf Quadern Steinmetzzeichen, die der Abrechnung dienten. Sie wären nicht nötig gewesen, hätten Mönche oder Laienbrüder (Konversen) die Steine gehauen. In Altenberg wird der Konverse Raynold in seiner Grabinschrift besonders für seine Windeisen in den Fenstern gerühmt; dies wäre nicht nötig gewesen, wenn Konversenarbeit allgemein Usus gewesen wäre. Auch die Ausstattung geht nicht auf Mönche zurück: Die Mönche von Heisterbach beispielsweise kauften die bemalten Kreuze für ihre Kirche von einem Benediktinermönch. ■

DR. VERENA KESSEL, Kunsthistorikerin, leitet u.a. auch Erkundungen ins Bergische Land. Sie ist Autorin der Bensberger Edition „Weltgericht und Seelenwaage. Große Kunst in kleinen Kirchen. Die Buntten Kirchen im Bergischen Land“.

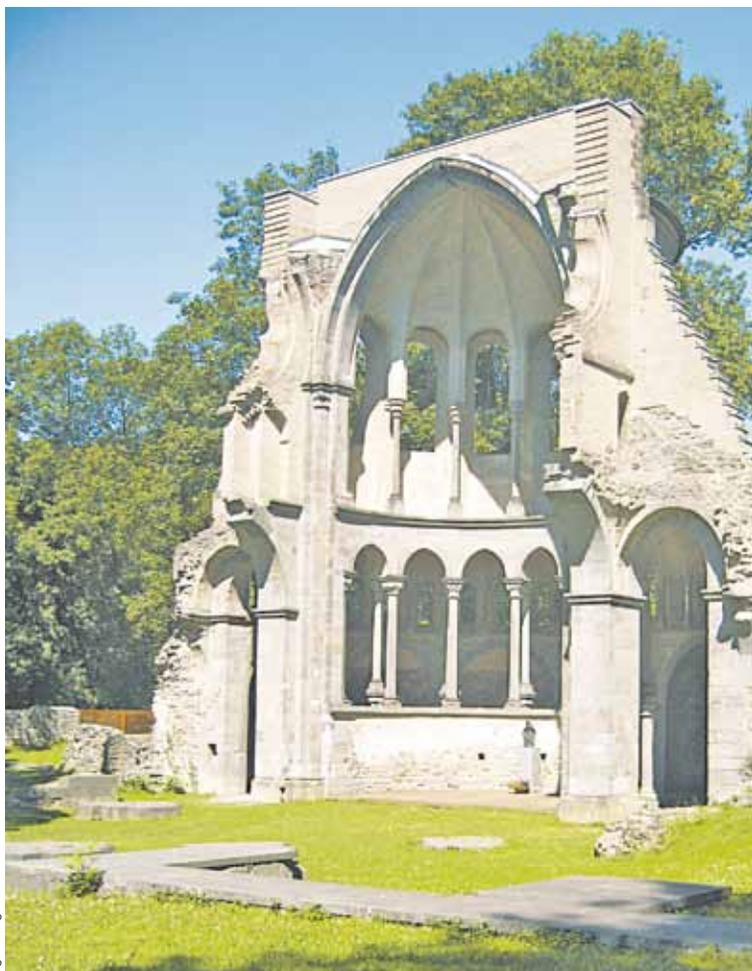


Foto: Wolfgang Isenberg

Chorruine Heisterbach

Abbruch, Aufbruch, Umbruch?

VIII. Rheinischer Museumstag diskutiert die Zukunft der Museen in Zeiten der Finanzkrise

VON ANDREAS WÜRBEL

„Die Lage ist ernst – aber nicht hoffnungslos“ – so stellt sich kurz und knapp die Situation vieler Museen angesichts der finanziellen Situation der Kommunen dar. Auch wenn für viele Gemeinden und Städte „ihre“ Museen Aushängeschilder kulturellen Engagements sind, zählt die Finanzierung zu den freiwilligen Leistungen. Und diese werden angesichts eines „Nothaushaltes“, der die Handlungsfähigkeit vieler Kommunen einschränkt, als erstes gestrichen. Die Folge: Museen droht der Rotstift, nicht selten bleibt nur eine Schließung als Lösung.

Umso notwendiger ist es, über die Zukunft der Museen in Zeiten der Finanzkrise zu sprechen und die Frage zu beantworten, wie dem drohenden Stillstand der Arbeit in den Museen entgegen gewirkt werden kann. Auf Einladung des Verbandes Rheinischer Museen und der Akademie erörterten 130 Museums-Fachleute auf dem VIII. Rheinischen Museumstag im Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln die Zukunft der Museen. Sie beschäftigten sich mit dem Thema, wie der Königsweg für die Zukunft aussehen und welche Alternativen es zur Schließung von Museen, dem Verkauf von Sammlungsbeständen und der Entlassung des hauptamtlichen Personals geben könnte. Dabei wurde deutlich: Vieles kann umstrukturiert werden, die genuine Aufgabe der Museen als Orte für die Aufbewahrung gesellschaftlich relevanter Objekte und die Präsentation und Vermittlung des kulturellen Erbes gilt es jedoch professionell zu gestalten. Auch wenn auf der Veranstal-

tung Einigkeit darüber bestand, dass die Museen selbst in die Offensive gehen und kreativ mit der Krise umgehen müssen, darf nicht übersehen werden, was Stephan Sensen, Leiter der Museen des Märkischen Kreises in Altena eindringlich formulierte: „Bei allem, was die Museen selbst zur Stärkung ihrer Position beitragen können: Die finanzielle Krise der öffentlichen Haushalte und somit der Hauptgrund für die Misere der Museen kann damit nicht überwunden werden. Zudem: Angesichts eines Anteils von lediglich 0,3 Prozent am Gesamtetat aller öffentlichen Haushalte in Deutschland sind grundlegende Kürzungen bei den Museen kein geeignetes Mittel zur Beendigung der Finanzkrise. Im Gegenteil: Einmal zerstörte museale Strukturen kommen nicht wieder und führen zu einer dauerhaften Schwächung der betroffenen Standorte.“

Neben der Analyse der aktuellen Situation nahmen Visionen der künftigen Entwicklung viel Raum auf dem Museumstag ein. Das Journal stellt zwei Beispiele vor:

HISTORISCHES MUSEUM FRANKFURT

„Mit der Neukonzeption hat sich das Museum“, so Leiter Jan Gerchow, „zum Ziel gesetzt, die Stadtgeschichte Frankfurts näher an die Menschen von heute anzubinden.“ Anstelle des einstigen Museumsgebäudes aus den frühen 1970er Jahren in Sichtbetonweise wird bis 2015 ein Neubau entstehen, in dem Objekte die wechselvolle Stadtgeschichte Frankfurts – von der Stauerzeit um

1200 bis in die Gegenwart – „erzählen“, aber auch aktuelle Fragen der Stadtentwicklung behandeln. Neu ist dabei vor allem die Art der Präsentation. Inhaltlich werden die Besucher erfahren, dass das „Englische Monument“ nicht einfach nur ein vergoldeter Deckelpokal von 1558/59 ist, sondern auch für Migrationsprozesse steht: Denn Englische Protestanten, die ihr Land verlassen mussten, bedankten sich damit für die Gastfreundschaft Frankfurts. Ein Regenschirm hingegen verweist auf ein Ereignis während des Septemberaufstands 1848: Die Bürgerin Henriette Zobel soll mit diesem Schirm einen Abgeordneten der Nationalversammlung erschlagen haben. Interessant ist auch, dass die im Auftrag des Siedlungsdezernenten Ernst May in den 1920er Jahren für die Wohnungen des „Neuen Frankfurt“ entstandene „Frankfurter Küche“ der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky nicht nur mehr als 10.000 Mal als funktionale Küche eingebaut wurde, sondern auch als Urform der Einbauküche gilt.

• www.historisches-museum-frankfurt.de

RELÍGIO – WESTFÄLISCHES MUSEUM FÜR RELIGIÖSE KULTUR

Thomas Ostendorf, Leiter des Museums Heimathaus Münsterland und Krippenmuseum in Telgte, skizzierte die Herausforderungen „ein neues Museum zu eröffnen, in dem ein Haus sich selbst neu findet“: Da die Dauerausstellung des Museums, dessen Wurzeln

dem Zweiten Weltkrieg liegen, nicht mehr zeitgemäß war und die Besucherzahlen zu wünschen übrig ließen, soll bis Ende 2011 „Religio“, ein „Museum für die religiöse Kultur Westfalens“ entstehen. Ziel ist es, „den Wandel des religiösen Lebens bis in die heutige Zeit aufzuzeigen“ und ein „fundiertes religiöses und konfessionelles Wissen“ zu vermitteln. Neben der Wallfahrt sowie dem Leben und Wirken Kardinals von Galen und dem Weihnachts- und Krippenbrauchtum werden auch Themen wie „Westfalen als Glaubenslandschaft“, „Jüdische Kultur“ oder „Religiosität der Gegenwart“ in Szene gesetzt; das „Telgter Hungertuch“ (1623) wird hier einen besonderen Platz haben. Möglich wird diese Neuorientierung, da die Gesellschafter mehrere Millionen Euro investieren. ■

• www.museum-religio.de

LEKTÜRE

Ausgewählte Beiträge des VIII. Rheinischen Museumstages können im Downloadbereich auf der Internetseite der Akademie nachgelesen werden.
• www.tma-bensberg.de/downloads



Computersimulation des neuen historischen museums frankfurt



RELÍGIO – Westfälisches Museum für religiöse Kultur

Die Schau des Menschensohnes im Zeugnis der Kirche

Die Verklärung auf dem Berg Tabor

VON MICHAEL SCHNEIDER

Die Ikone „Verklärung des Herrn“ zeigt die Jünger, wie sie den Abhang des Berges hinabstürzen, tief erschrocken von dem überwältigenden Geschehen: links der Apostel Petrus, auf den Knien liegend, die Hand emporhebend, um sich vor dem Licht abzuschirmen; in der Mitte Johannes, der zu Boden fällt, den Rücken zum Licht gewandt, und rechts Jakobus, der flieht oder nach rückwärts fällt. Christus hatte seine Jünger für diese Schau, die ihnen nun zu Teil wird, vorbereitet: „Ich sage es euch in Wahrheit: Einige von denen, die hier stehen, werden nicht sterben, bis sie das Reich Gottes mit Macht haben kommen sehen“ (Mk 9,1). Petrus, Jakobus und Johannes dürfen zu Lebzeiten Augenzeugen der Herrlichkeit des

Menschensohnes sein: „Wir waren mit ihm auf dem heiligen Berg“ (2 Petr 1,16-18).

Der Kontrast zwischen dem oberen und unteren Teil der Ikone ist so überdeutlich, dass der Eindruck entsteht, der göttliche Bereich sollte vom menschlichen getrennt werden. Christus steht unbeweglich, und der Friede, der von ihm ausgeht, überflutet die sich neigenden Gestalten Mose und Elia, die ein vollkommener Kreis umschließt. Im unteren Teil der Ikone dagegen herrscht die bewegte Dynamik der drei Jünger vor, welche sich angesichts der göttlichen Offenbarung sehr menschlich verhalten: erschüttert und verwirrt, aber auch von Freude erfüllt.

Die Ikone zeigt Christus inmitten einer aus konzentrischen Kreisen gebildeten Mandorla. Die drei Sphären stellen die Totalität des geschaf-

fenen Universums dar, alle Mysterien der göttlichen Schöpfung in sich tragend. Das Fünfeck, das oft in den Kreis der Mandorla eingezeichnet ist, bezeichnet die „lichte Wolke“, das Signum des Heiligen Geistes. Mose und Elia symbolisieren Gesetz und Propheten, aber auch die Toten und die Lebenden. So bezeugen Elia und Mose, die beiden großen Gestalten des Alten Bundes, das Wunder Gottes auf dem Berg Tabor, zugleich aber auch die Kontinuität der Heilsgeschichte und der Testamente. Das Sticheron der byzantinischen Vesper (1. Ton) erklärt Mose und Elia als die großen Visionäre des Alten Testaments, denen Gott auf dem Sinai und Karmel erschienen ist. Zur Stunde der Verklärung werden sie Zeugen der trinitarischen Theophanie.

zeigt Christus meist aufrecht (oder sitzend) auf der Höhe jenes Berges, dem die Paradiesesströme entspringen und die sich in vier Arme aufteilen. Denn der Auferstandene, der neue Adam, bekleidet die menschliche Natur mit ihrer ursprünglichen Schönheit. Mose konnte das göttliche Antlitz nicht sehen, ohne zu sterben. Den Jüngern hingegen wurde auf dem Berg der Verklärung die Schau der Gottheit im menschlichen Antlitz geschenkt. In dieser Stunde dürfen sie die göttliche Herrlichkeit auf einem Menschenantlitz schauen. Denselben Christus, dessen Antlitz und Gewand sie kennen, sehen sie nun vor ihren Augen verklärt: Sein menschliches Antlitz „glänzte wie die Sonne“, und seine Kleider wurden „weiß wie Schnee“ (Mt 17,2). Aber nicht Christus wandelt sich, sondern die Augen der Apostel öffnen sich für einen Augenblick und schauen, was sonst ihren Augen verborgen ist. Der Mensch hat nämlich Anteil an der Herrlichkeit des Menschensohnes, auf dessen „Bild“ er geschaffen wurde. Er ist nicht nach einer Vorstellung Gottes geschaffen, sondern nach dem Bild Gottes (Gen 1,26-28). Die vollkommene Schönheit Jesu geht auf seine Jünger über. ■

DAS ZEUGNIS DER LITURGIE

Auf dem Berg Tabor erkennen die Jünger auch die beiden Seiten göttlicher Schönheit, nämlich Herrlichkeit und Kreuz, Verklärung und Leiden: „Sie sprachen von seinem Ende (éxodos), das sich in Jerusalem erfüllen sollte“ (Lk 9,31). Papst Johannes Paul II. schreibt hierzu: „Der Weg zum Ende hin, aus der Perspektive des Berges Tabor betrachtet, erscheint wie ein Weg zwischen zwei Lichtern: das vorwegnehmende Licht der Verklärung und jenes endgültige Licht der Auferstehung“. In der Passion wird die Verherrlichung des Menschensohnes offenkundig. So sagt Christus von seinem Leidensweg: „Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht, und Gott ist in ihm verherrlicht“ (Joh 13,31).

Die Ikone von der Verklärung

PATER MICHAEL SCHNEIDER SJ ist Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen SJ und Großsarchimandrit des Patriarchats von Antiochien. Er leitet das Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte, das Byzantinische Seminar an der Hochschule und das Patristische Zentrum Koinonia-Oriens. Pater Michael Schneider SJ referierte im Rahmen der Tagung „Christentum des Ostens“ zum Verhältnis von Liturgie und Dogma in der Ostkirche.



Foto: Michael Schneider

Die abgebildete Ikone (um 1403) befindet sich in der Tretjakow-Galerie in Moskau

VERANSTALTUNGSHINWEISE

12. bis 13. November 2011 (Sa.-So.)
Sein und Sinn
Psychotherapie und Philosophie
im Dialog
Offene Akademietagung

23. November 2011 (Mi.)
Abenteuer Jerusalem
Die aufregende Geschichte einer
Stadt dreier Weltreligionen
Gesprächsabend

2. bis 3. Dezember 2011 (Fr.-Sa.)
Alles hat seine Zeit
– aber wo ist meine?
Perspektiven im Umgang mit Zeit
Workshop

10. bis 11. Dezember 2011
(Sa.-So.)
Grundgesetz Gottes
Die Zehn Gebote. Entstehung –
Aussage – Wirkung
Kulturgeschichtliches Seminar

Und das ist Kunst?

Ein Aufruf zur mutigen Begegnung mit zeitgenössischer Kunst

VON LENA WEBER

Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten und dennoch wird die Frage „Und das ist Kunst?“ immer wieder hitzig diskutiert. Verunsichert steht man im Museum und betrachtet die Werke der Gegenwartskunst oder staunt kopfschüttelnd über Rekorde auf dem Kunstmarkt. Auf die Suche danach, was Kunst ist, haben sich schon Größen wie Platon und Kant, Hegel und Adorno gemacht – ohne zu einem allgemein gültigen Konsens gelangt zu sein. Auch die Kunstgeschichte als mitverantwortliche Wissenschaft liefert keine Lösung, da sich nicht zuletzt die unterschiedlichen Fachbereiche uneinig sind. Der Museumskurator hingegen bezeichnet das als gute Kunst, was gut in seine Sammlung passt. Dies aber kann Kunst sein, die auf dem Kunstmarkt derzeit keine Käufer findet, so dass sie für den Galeristen kaum etwas wert ist. Derweil beantwortet der Auktionator Tobias Meyer vom Kunsthaus Sotheby's die Frage nach der guten Kunst mit dem lapidaren Satz: „Die teuersten Werke sind die besten.“

Der Streit um die Kunst ist jedoch kein neues Phänomen: Ein legendärer Geschmacksstreit in der Kunstgeschichte hat sich vor circa

600 Jahren in Florenz abgespielt, als der Wettbewerb um die Gestaltung der Türen des Baptisteriums ausgeschrieben und zwischen Filippo Brunelleschi und Lorenzo Ghiberti entschieden wurde. Der eine nahm die Motive der Renaissance vorweg, der andere orientierte sich an Vorhandenem. Der eine kam mit neuen Ideen, wie gute Kunst aussehen kann, der andere blieb eher dem traditionellen Verständnis von Kunst verhaftet – und gewann.

Auch könnte der Schlüssel zur Beantwortung der Frage nach der guten Kunst möglicherweise im zeitlichen Abstand zu den Dingen zu liegen: Wurde die „Kniende“ von Wilhelm Lehmbruck bei ihrer Aufstellung in Duisburg 1927 als Schande für die Kunstwelt bezeichnet, wird sie heute als revolutionäre Skulptur ihrer Zeit gefeiert.

Doch wie kann ein Verständnis für Gegenwartskunst geweckt, wie können Bewertungskriterien gefunden werden? Dies ist keine leichte Angelegenheit, Skeptiker finden hier berechtigten Anlass für Kritik: Im Jahr 2005 zum Beispiel versteigerte ein Londoner Auktionshaus drei Gemälde im Wert von umgerechnet 22.000 Euro. Sie stammten jedoch keineswegs von namhaften Künstlern wie Auguste Renoir oder Andy Warhol – ihre Werke fanden

bei besagter Auktion erst gar keine Käufer. Der „Künstler“ war der Schimpanse Congo, Versuchstier des Verhaltensforschers Desmond Morris.

Dass zeitgenössische Kunst dennoch keine Frage des Geschmacks oder Zufalls ist, sondern vielmehr gewissen Kriterien unterliegt, zeigt eine spannende wissenschaftliche Untersuchung, durchgeführt von Forschern des Boston College. 72 Probanden, Kennern wie Laien, wurden Gemälde bekannter Künstler wie Cy Twombly oder Mark Rothko gezeigt, gemischt mit Werken von Kindern, Affen und Elefanten. Die Ähnlichkeit der Werke war zum Teil verblüffend. Und bei der Auswahl zwischen Paaren entschied sich die Mehrheit – auch bei einer vertauschten Beschriftung – für die Bilder der Künstler mit der Begründung, sie ließen mehr Absicht, Planung und Kunstfertigkeit erkennen (Quelle: Süddeutsche Zeitung, Wissen, vom 24. März 2011).

Versucht man also, ein Fazit zu ziehen, könnte man sagen: Abstrakte Kunst ist weit zugänglicher als gemeinhin angenommen. Nicht immer macht der erste Eindruck, das rein Optische, den Wert der Kunst aus. Diese Tatsache lässt sich anschaulich auch am Beispiel des in Münster lebenden Künstlers Ruppe

Koselleck belegen. Nicht das Wie, sondern das Womit und Warum machen die Bedeutung seiner Kunst aus. Mit dem Öl, das die Strände und Ufer von Flüssen und Meeren verschmutzt, malt Koselleck Bilder, aus deren Erlös er Aktien des Ölriesen BP kauft – mit dem Ziel, in über 200 Jahren eine feindliche Übernahme des Konzerns vorzunehmen. Bisher sind knapp 1.500 der 18,7 Billionen Aktien im Besitz des Künstlers. Dessen Idee aber ist brilliant: Der Öl-Multi wird mit seinem selbst verschuldeten Müll „bezwungen“. Bleibt die Frage, was Ihre Vorstellung von guter Kunst ist? Und wann Sie sie zuletzt auf die Probe gestellt haben. ■

LEKTÜRE

Hanno Rauterberg

Und das ist Kunst?!

Eine Qualitätsprüfung
S. Fischer Verlag 2008.
Frankfurt/Main

HINWEIS

Die Kunsthistorikerin Lena Weber leitete die diesjährige Erkundung zur ArtCologne.



Kinderbild (8 Jahre)



Blick auf den Arbeitstisch des Künstlers Ruppe Koselleck. Werke aus der Aktion „Feindliche Übernahme“ von BP

Es liegt was in der Luft ...

Neue Experimente im Erzbistum für die Pastoral von heute

Auf einmal sind sie da: neue Versuche, gute Ideen, spannende Experimente für ein anderes Gesicht christlichen Miteinanders. Auf die Ressourcen zu schauen macht Mut, richtet den Blick in die Zukunft, lässt Aufbruch spürbar werden, erbringt Dynamik. „Veränderungen beginnen mit Loslassen“, so Alfred Lohmann, stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Seelsorgebereiche. Für das Journal stellt er drei recht verschiedene Aufbrüche im Erzbistum vor, lädt ein zur Kommunikation und zum pastoralen Experiment.

VON ALFRED LOHMANN

„ART UND AMEN“ AN ST. MICHAEL IN KÖLN

Am Brüsseler Platz im Belgischen Viertel in Köln finden Sie urbanes „Veedel-Leben“, eine hohe Dichte an Szenekneipen, Cafés und Restaurants. Abend für Abend sind die Nachtschwärmer und Szenegänger unterwegs. Markantes Wahrzeichen des Platzes ist die beeindruckende Kirche St. Michael. Mit anderen Worten: reichlich pastorale Chancen, ein Raum mit Charisma und eine Idee zur Aufmerksamkeit für das, was Menschen

in ihrem Inneren bewegt. Seit kurzem gibt es eine Initiative von Kirchengemeinde, Gastronomen, Künstlern und kreativen Köpfen des Viertels mit einem breitgefächerten Kulturprogramm unter dem Titel Art & Amen. „Anliegen ist es, die Kirche zu öffnen für das reiche kulturelle und kreative Leben dieses Viertels und dieser Stadt. Als spiritueller Ort bietet die Kirche einen guten Raum für kulturelle Ereignisse, die auf ihre je eigene Art transportieren, was Menschen im Innern bewegt.“ Hier wird auf Dynamik gesetzt – die der jungen Leute ebenso wie die des Evangeliums und des Kirchenraumes. Und auf

eine Seelsorge, die sich treu bleibt. Pfarrer Klaus Bußmann ist unter den Menschen: spirituelle Spurensuche, Kontakt über Kunstvolles, eben Art & Amen sind sein Metier. Hier ist Kirche im Kontakt mit den Menschen und ihren Lebenswelten: hingehen, erleben und nachspüren (www.artundamen.de).

FREIwilligenMANAGER UND EHRENAMTSENTWICKLER

In Kooperation mit der Akademie für Ehrenamt in Berlin gibt es jetzt eine Ausbildung zur EhrenamtsentwicklerIn im Seelsorgebereich. Denn: Zunehmend mehr Christen möchten sich engagieren, allerdings meist nicht im bisherigen Kontext von Gemeinde. Eine EhrenamtsentwicklerIn ist Kontaktperson für Interessierte, fragt nach ihren Charismen. Dann gilt es, die zur Person passende Aufgabe zu finden, zu vermitteln oder neue – eben passende – Engagementmöglichkeiten mit dem Pastoralteam und dem Pfarrgemeinderat zu entwickeln. Ob und wie neben dem bisherigen Ehrenamt auch „neue Ehrenämter“ entstehen, hängt sehr mit der Zukunft der Gemeinden zusammen. Dieser Perspektivwechsel erfordert allerdings auch eine veränderte Kultur der Anerkennung, der Betreuung und Qualifizierung Ehrenamtlicher. Probleme gilt es auf einer anderen Ebene zu lösen als auf der, auf der sie entstanden sind und auch nicht mit derselben Denkweise. Wo geistliche Prozesse der Motor sind, gelingen im Erzbistum nachhaltige pastorale Entwicklungen. Ein Hinweis darauf, dass Gott uns leiten mag. Vermutlich haben wir in den pastoralen Engpässen und Sackgassen, die uns zugemutet sind, neu zu entdecken, was die eigentliche Berufung des Volkes Gottes in unserer Zeit ist. Eines lässt sich bereits erahnen: Es braucht neue Formen des Kircheseins vor Ort, vielleicht mehrere verschiedene Wege und Modelle. In zwei Seelsorgebereichen werden jetzt

Stellen für EhrenamtsentwicklerInnen geschaffen, die zur Hälfte vom Erzbistum bezuschusst werden (www.seelsorgebereiche.info).

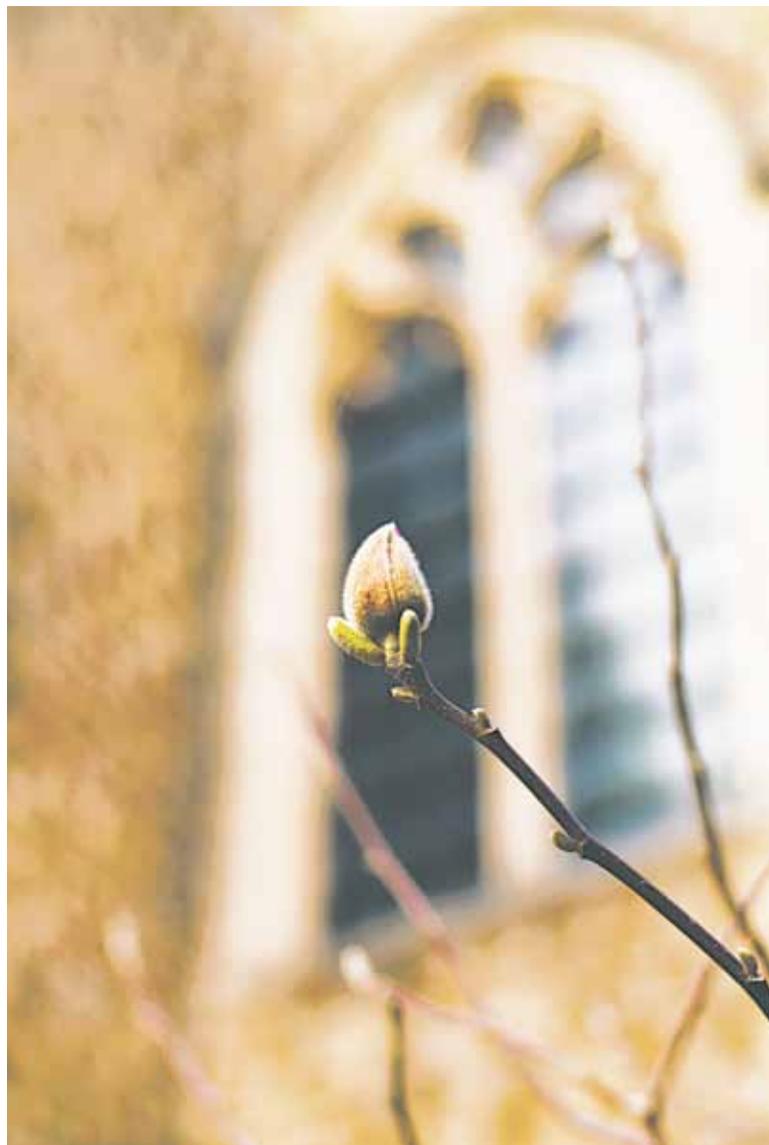
DAS „PETRUS-MODELL“

Die Pfarrei St. Petrus in Bonn, ein Zusammenschluss von drei Gemeinden, setzt auf das Engagement der Laien und möchte in den nächsten Jahren ein neues pastorales Konzept umsetzen. Vorbild ist das Modell aus dem französischen Bistum Poitiers. Das „Petrus-Modell“ besteht aus vier Säulen in jeder Teilgemeinde: Gebet und Glauben feiern, Glaubenszeugnis und Glaubensvertiefung, Solidarität und Nächstenliebe, Begegnung und Gastfreundschaft. Für den Lebensbereich jeder Gemeinde wird je eine Equipe aus fünf Personen gebildet: Von diesen übernimmt und gestaltet jede im Kontakt mit dem Pastoralteam einen eigenen Verantwortungsbereich. Auf Ortsausschüsse wird verzichtet, gemeindeübergreifende Aufgaben wird es geben. Es macht Mut, vor Ort die geeignete Form für kirchliches Leben zu entwickeln und zugleich die Rahmenbedingungen unseres Erzbistums zu beachten (www.sankt-petrus-bonn.de).

NEWSLETTER ZU PASTORALEN AUFBRÜCHEN ERSCHEINT IN KÜRZE

Über weitere Aufbrüche und Möglichkeiten der Unterstützung seitens der Hauptabteilung Seelsorgebereiche, über die Bedeutung aktueller Milieustudien, z.B. anlässlich innovativer Entwicklungsarbeiten vor Ort (Taufe, Kindertageseinrichtung, Pfarrbriefgestaltung ...), informiert in Kürze ein Newsletter. Interessierte melden sich bei Alfred.Lohmann@Erzbistum-Koeln.de. ■

ALFRED LOHMANN ist stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Seelsorgebereiche im Erzbischöflichen Generalvikariat Köln.



Kirche und Erneuerung – ein Widerspruch?

Innovation als strategische Herausforderung

Obgleich sich die Kirche in zweitausend Jahren als Organisation mit unglaublichem Entwicklungspotenzial gezeigt hat, ist Erneuerung für sie heute keine leichte Übung. Wie stellt sich die Innovationsfähigkeit und -praxis der Kirche dar? Was investiert sie in Innovation und was müsste sie investieren – Fragen, die im Mittelpunkt des zweiten Kongresses für Strategie und Entwicklung in Kirche und Gesellschaft stehen, zu der kirchliche Führungskräfte im Dezember 2011 nach Bensberg kommen werden.

VON VALENTIN DESSOY

Innovation bedeutet wörtlich „Einführung von etwas Neuem“ oder „Erneuerung“. Im wirtschaftlich-organisatorischen Kontext steht der Begriff für die komplexen Veränderungen, die mit dem technischen, sozialen und wirtschaftlichen Wandel einhergehen. Innovation ist dabei ein aktiver Vorgang, das Neue muss entdeckt oder erfunden, es muss eingeführt, genutzt, angewandt und organisatorisch verankert werden. Seine Bedeutung in der Biologie hingegen ist evident: Organismen können nur dann auf Dauer überleben, wenn sie sich in angemessener Zeit auf Veränderungen ihrer Umwelt einstellen. Die Evolutionstheorie beschreibt den Mechanismus dieses Anpassungsprozesses als Wechselspiel von „Mutation“ und „Selektion“. Während Mutation spontane Abweichungen der Erbinformation (DNA) in den Keimzellen bezeichnet, ist Selektion das Gegenstück dazu: Verschaffen die neuen Merkmale den Organismen einen Vorteil in der Auseinandersetzung mit den Umweltanforderungen, werden sie sich durchsetzen. Andernfalls werden sie aussortiert.

Wenn Menschen lernen, geschieht Ähnliches. Optimal gelernt wird dann, wenn die Lerninformation ein hinreichendes Maß an Fremdheit besitzt. Ist die Abweichung zu groß, wird die Information irrelevant, ist sie zu klein, wird

sie assimiliert und bleibt ebenfalls ohne Folgen. Neu erworbenes Wissen muss sich in der Praxis hinsichtlich seiner Handlungsrelevanz bewähren. Seine Validierung erfolgt also entlang der Erfahrung durch die Selektion der hieraus generierten Hypothesen.

Generell gilt: Entwicklung in sozialen Systemen setzt die Herstellung von Unterschieden, also die Differenzierung, voraus. Werden bestehende Muster und Routinen unterbrochen, können alternative Handlungsoptionen in den Blick kommen. Nur so lassen sich neue Erfahrungen generieren, die eine bessere Anpassung erlauben. Erneuerung hat stets experimentellen Charakter und beginnt dabei an den Rändern. Sie kommt also – systemisch gesehen – von unten und von außen.

INNOVATION IN DER KIRCHE – EIN WIDERSPRUCH?

Um in einer hoch dynamischen Umwelt Zukunft offen halten zu können, braucht die Kirche ein angemessenes Verständnis und eine funktionierende Praxis der Innovation. Die Realität sieht allerdings anders aus. Kirche ist seit Jahrzehnten auf maximale Stabilität programmiert. Differenz ist nicht erwünscht, Abweichungen werden sanktioniert. Es wird kaum etwas in Innovation investiert. So gibt

es auch wenig Innovationswissen und kaum Innovationspraxis. Mehr noch: Die Reformparadigmen der zurückliegenden Jahrzehnte zielen im Kern darauf ab, die Kirche in ihrer bisherigen Sozialgestalt, mit ihren Rollenarchitekturen und ihrem „Produktportfolio“ über die Zeit zu retten.

Selbst unter optimalen Bedingungen braucht die Kirche aufgrund ihrer Geschichte, Größe und Komplexität viel Zeit und Energie, um die Rahmenbedingungen so zu transformieren, dass sie sich nachhaltig in Kontexten bewegen kann, die ein Maximum an Flexibilität und Innovation erfordern. Viel schwerer wiegt die Frage, ob Innovation in der Kirche theologisch überhaupt möglich und in welchem Umfang sie zulässig ist. Hier scheiden sich die Geister.

Mit Jesus Christus ist die Offenbarung Gottes in der Geschichte abgeschlossen. Sie wird vollendet mit der Wiederkunft des Herrn am Ende der Tage. Gleichzeitig gibt Jesus vor seinem Tod den Jüngern den Auftrag, die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes allen Menschen weiterzusagen (Mt 28,20). Sie tun dies, indem sie – tastend und experimentell – die Botschaft in der jeweiligen Sprache und Kultur differenzierend neu erfinden. Das Zweite Vatikanum ist an dieser Stelle eindeutig: Die Kirche ist als „ecclesia semper reformanda“ (LG 8) gefordert, sich immer wieder zu besinnen, umzukehren und neu zu

formieren, um so ihre Zukunft, die Zukunft Gottes in veränderter Welt offen zu halten. „Sie ist zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig, sie geht immerfort den Weg der Buße und Erneuerung“ (LG 8).

Das Thema Innovation ist in doppelter Weise eine strategische Herausforderung für die Kirche. Sie muss unzweifelhaft mit großem Nachdruck und erheblichem Ressourceneinsatz geleistet werden, um „anschlussfähig“ zu werden. Sie muss auf der anderen Seite in einen biblisch-theologischen Zusammenhang gestellt und darin begründet werden, um die Bindung an den Ursprung und die Mitte, Jesus Christus, zu wahren. Nur wenn die Kirche sich selbst und ihr Reden von Gott in diesem Sinne stetig erneuert, kann sie dem Sendungsauftrag gerecht werden und das gewährleisten, was Papst Johannes XXIII. mit „aggiornamento“ gemeint hat: die Aktualisierung und damit die Bewahrung der Frohen Botschaft in veränderter Zeit. Hierfür ist der Beistand des Geistes zugesagt. ■

VALENTIN DESSOY, Dr. phil., Dipl.-Psych., Dipl.-Theol., Geschäftsführer von „kairos. Coaching, Consulting, Training“ in Mainz sowie Autor und Herausgeber von Veröffentlichungen in den Bereichen Führen und Leiten, Strategie-, Organisations- und Personalentwicklung.

VERANSTALTUNGSHINWEIS

VERANSTALTUNGSHINWEISE THEOLOGIE/PHILOSOPHIE

12. bis 13. November 2011 (Sa.-So.)
Gestalten zwischen Traum und Wirklichkeit

Josef – theologische und literarische Zugänge (mit dem Schriftsteller Patrick Roth)

Offene Akademietagung in Zusammenarbeit mit der Künstlerseelsorge im Erzbistum Köln

20. bis 21. November 2011 (So.-Mo.)
Gott und das Leid

Die Theodizee-Frage in der Diskussion
Offene Akademietagung

26. bis 27. November 2011 (Sa.-So.)
Seismographen des Lebens

Die Emotionen und ihre Bedeutung für den Menschen
Offene Akademietagung

3. Dezember 2011 (Sa.)

Überzeugend die frohe Botschaft verkündigen

Zur Erinnerung an Prälat Gottfried Weber

Akademieabend

16. bis 18. Dezember 2011 (Fr.-So.)

Künder des Kommenden

Adventliche Gestalten im Alten Testament

Besinnungstage zu Weihnachten

5. bis 6. Dezember 2011 (Mo.-Di.)
„Siehe ich mache alles neu“ (Offb 21,5)

2. Kongress Strategie und Entwicklung in Kirche und Gesellschaft u.a. mit

Bischof Dr. Stephan Ackermann (Trier), Dr. Valentin Dessoy, Sr. Edith-Maria Mager (Mitglied der Generalleitung der Ordensgemeinschaft der Franziskanerinnen von Waldbreitbach), Dr. Dirk Baecker (Professor für Kulturtheorie und -analyse an der Zeppelin University Friedrichshafen), Dr. Rolf Arnold (Professor für Pädagogik an der TU Kaiserslautern)

Das Unbekannte im Bekannten

Vielfalt des Bergischen Landes

VON MARK VOM HOFE

Wer sich Ansichtskarten aus dem Bergischen Land von vor 100 Jahren anschaut, stößt in aller Regel auf die immer gleichen Motive: Die Müngstener Brücke als Meilenstein der Technik ist dort ebenso abgebildet wie der Altenberger Dom als Wunderwerk der Baukunst. Meist ist auch die Remscheider Talsperre zu sehen, eine Symbiose aus Technik und Baukunst zugleich. Daran hat sich nicht sehr viel geändert: Auch ein Blick auf moderne Ansichtskarten zeigt die bekannten Bilder. Bleibt die Frage: Hat das Bergische Land nicht mehr zu bieten als Brücken, Kirchen und Wasser? Als das bergische Städtedreieck zwischen Remscheid, Solingen und Wuppertal?

FALSCH, EINDEUTIG FALSCH!

Schon den Grafen von Berg, denen das hügelige Land zwischen

Rhein und Ruhr seinen Namen verdankt, war bewusst, welche Besonderheiten dieser Landstrich aufzuweisen hat – auch wenn diese nicht auf Postkarten oder in Hochglanzbroschüren zu finden sind. Nehmen wir nur einmal das, was unter der Erdoberfläche steckt: Überall im

Bergischen Land ist immer wieder nach Bodenschätzen gegraben worden, nach Erzen, nach Dolomit, selbst nach Braunkohle. Zeugnisse lassen sich heute noch an vielen, meist versteckten Stellen finden.

Das gilt auch für ein anderes unterirdisches Geheimnis: Wasser, das friedlich dahin plätschert, plötzlich verschwindet und bisweilen hunderte von Metern entfernt erst wieder auftaucht. Die kalkhaltigen Gesteinsschichten des Bergischen Landes sind in weiten Teilen so zerklüftet, dass sich durch ständige Wasserausbildung Hohlräume bilden – Dellen, die sich als Flurbezeichnung, etwa „In den Dellen“ oder in Dorfnamen wie „Delling“, namentlich verewigt haben. Delling hat dabei noch die Besonderheit, mit seiner kleinen Kirche als protestantische Enklave mitten im ansonsten katholischen südlichen Bergischen Land zu liegen.

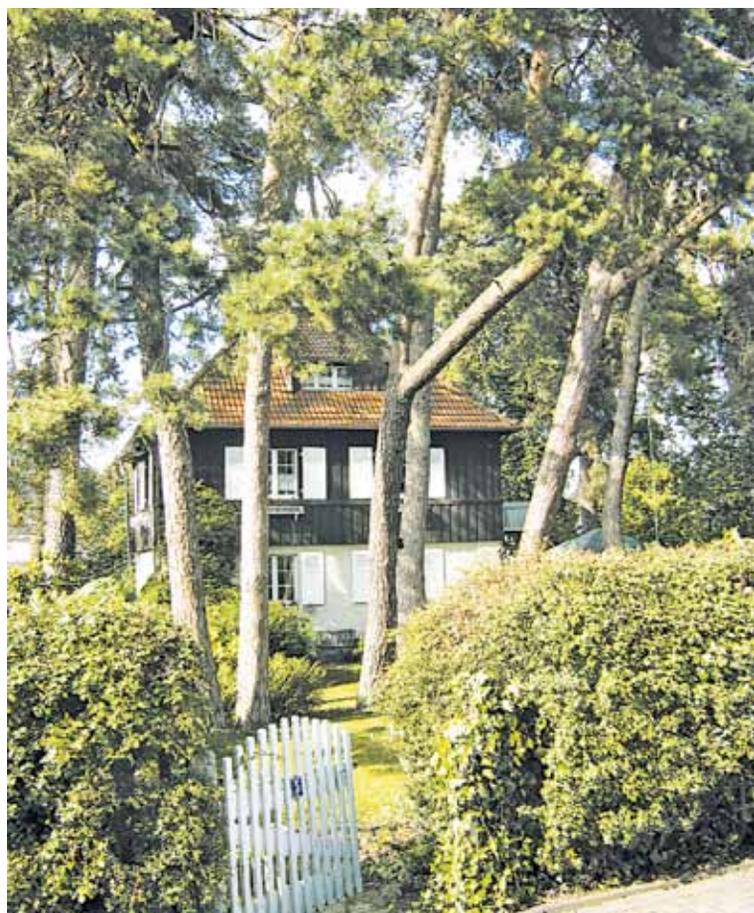
Sozusagen das „Mekka“ des verschwindenden Wassers sind die Klüfte rund um das Tal der Düssel bei Haan-Gruiten, etwas weiter talabwärts liegt das Neandertal-Museum. Kein Wunder also, dass dem ur-eigensten Protagonisten dieses Tales nachgesagt wird, in den Höhlen des verkarsteten Gebirges gewohnt zu haben.

APROPOS WOHNEN

Das Bergische Land gilt insgesamt als Prototyp von Streusiedlungen.

Verteilt über das Land zwischen Wupper und Sieg lagen im ländlich strukturierten Raum die einzelnen Höfe und Hofschaften. Erst mit der industriellen Revolution entstanden entlang der Flüsse größere Ansiedlungen, die immer weiter zusammen wuchsen und schließlich die namhaften Städte des Bergischen Landes repräsentierten. Damit entstanden aber auch neue städtische Siedlungen mit einer eigenen Architektur – Solingen verfügt beispielsweise mit der Siedlung Weegerhof aus den 1920er/1930er-Jahren über einen herausragenden, seinerzeit hochmodernen Stadtteil. Ähnlich ist die Situation in Bergisch Gladbach, wo das Industriellenehepaar Zanders hinter seiner Papierfabrik kurz nach 1900 begann, eine Gartensiedlung aufzubauen. Derartige Wohnorte zählen mit ihren Baubesonderheiten genauso zur Architekturkultur des Bergischen Landes wie das traditionelle Fachwerk oder die Schiefergebäude. Sie aufzuspüren und mehr über ihre wechselhafte Geschichte zu erfahren, ist allemal lohnenswert und macht das Bergische Land neben seinen landschaftlichen Reizen so spannend! ■

MARK VOM HOFE ist Radioredakteur (WDR5) und Vorsitzender des Bergischen Naturschutzvereins. Er leitete unter anderem die Erkundung „Heimat schmecken“. Eine „Butterfahrt“ durchs Bergische Land“ und veranstaltet mit WDR5 jährlich eine Wanderreihe „Der Natur auf der Spur“.



Gronauer Waldsiedlung

Der Jahreswechsel 2011/2012

Allen, die den Wechsel vom alten ins neue Jahr inspirierend, festlich und in Gemeinschaft erleben möchten, bietet die Akademie die Wahl zwischen drei Programmen an drei sehr verschiedenen Orten:

Entdecken. Ernten. Erleben.

Auf die „Insel Europas“ zur Olivenernte
28. Dezember 2011 bis 4. Januar 2012 (Mi.-Mi.)



Foto: istockphoto

Mit dem Wahlkreter und Olivenkenner Dr. Stamatis Lymperopoulos erleben Sie Kreta: An zwei Tagen helfen Sie Olivenbauern bei der Ernte und erfahren viel über die reiche Kulturgeschichte der Olive und das bäuerliche Leben auf der „Insel Europas“. Mit Muße besuchen Sie die minoischen Anlagen von Knossos und Phaistos, studieren die Exponate des Archäologischen Museums in Heraklion, sind willkommen in der ältesten Weinpresse Europas. Ganz „standesgemäß“ feiern Sie den Jahreswechsel mit griechischen Spezialitäten in einer alten Ölmühle und sind zu Gast beim Neujahrsempfang des Bürgermeisters von Heraklion. ■

Leitung: Dr. Stamatis Lymperopoulos, Heraklion

Die Erde – Element des Lebens

Festlicher Jahreswechsel in Bensberg
27. Dezember 2011 bis 1. Januar 2012 (Di.-So.)



Foto: Karolina-Schulte-Hause

Die Erde ist ein wundervoller Planet mit vielfältigen Landschaften, reichhaltiger Fauna und Flora. Sie ist Schauplatz faszinierender Naturphänomene und Hort großer Rohstoffvorkommen. Vulkanausbrüche oder Beben zeugen aber auch von ihren unberechenbaren Kräften. In der Antike prägte die Einteilung der Elemente in Erde, Feuer, Wasser und Luft die Sicht der Welt. Bis heute spiegelt sich in Philosophie, Theologie, Literatur, Musik und Kunst der Facettenreichtum in der Betrachtung der Erde als Element des Lebens. Dies thematisiert das festliche Programm auf dem „Bergischen Balkon“ in Bensberg, das durch inspirierende Begegnungen, Ausflüge und Konzerte umrahmt wird. ■

Leitung: Dr. Wolfgang Isenberg, Bensberg, Dr. Andreas Thiel, Bad Soden u.a.

Einfach. Harmonisch.

Festlicher Jahreswechsel in Neuhardenberg
27. Dezember 2011 bis 2. Januar 2012 (Di.-Mo.)



Foto: Schloss Neuhardenberg

Einfach harmonisch liegt – fern vom Lärm der Welt in einem weitläufigen Park – das klassizistische Ensemble von Hotel Schloss Neuhardenberg***** in der Mark Brandenburg. Folglich ist der Übergang vom Jahr 2011 zum Jahr 2012 in Neuhardenberg der Sehnsucht nach Harmonie gewidmet. In der liebevoll gepflegten Atmosphäre des Schlosshotels wird der Jahreswechsel von Vorträgen und Ausflügen, Hörgeruss und Gaumenfreuden begleitet. Die Karten für das Neujahrskonzert der 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven in Berlin (Dirigent: Daniel Barenboim) sind bereits für Sie reserviert. ■

Leitung: Elisabeth Bremekamp, Bensberg, und Rainer Thiesen, Köln

journal22 ■ LEKTÜRE

„Geduld mit Gott“ von Tomáš Halík

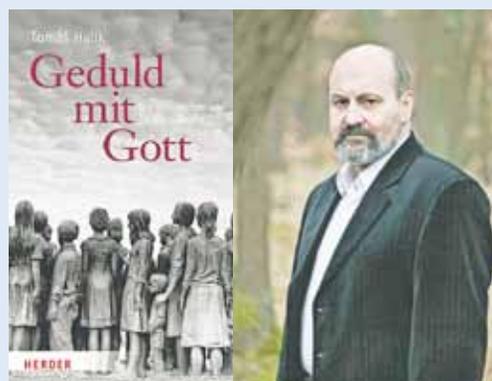
Inmitten gegenwärtiger Debatten über Glaube und Unglaube, über Krisen des Glaubens und/oder der Kirche meditiert der Prager Theologe, Religionswissenschaftler, einstige Geheimpriester und Dissident Tomáš Halík in seinem Buch „Geduld mit Gott“ die biblische Geschichte des Zöllners Zachäus für heute. Tomáš Halík macht deutlich, dass Gott auffordert, mit den Zweifeln auszuharren und sie zuzulassen, damit sie zur Reife führen. Wer glaubt, muss große Geduld haben können, angesichts von Gottes Schweigen sind Glaube, Hoffnung, Liebe drei Aspekte von Geduld. Bemerkenswert sind seine Meditationen auch, entstanden sie doch in einem der „atheistischen Länder“ Europas, so Johannes Röser:

Zachäus, „diese biblische Gestalt klettert auf einen Baum, um Jesus lieber aus der Distanz zu sehen. Der aber bemerkt ihn und will gerade bei dem neugierigen ‚Randständigen‘ zu Gast sein. Zachäus ist der Prototyp einer scheuen, vorsichtigen, ja schüchternen Religiosität, die das Heilige ahnt, vielleicht sogar sucht und durchaus mit ihm in Kontakt kommen will, ohne vereinnahmt zu werden. Zweifel und Sehnsucht mischen sich.

Aus seinen Erfahrungen mit dem kommunistischen Regime wie mit dem Postkommunismus und aufgrund seiner zahlreichen weltweiten Kontakte zu gelehrten Glaubenden wie Nichtglaubenden öffnet Halík mit viel Sympathie und Einfühlungsvermögen einen Weg des Christentums in die Zukunft. Die Frage nach Gott wird

als Erschütterung auch über den abwesenden Gott, über die Nacht und den Tod Gottes, mit ins Gespräch genommen. Geduld mit Gott: Das bedeutet für Halík Geduld auch mit dem eigenen Glauben, Hoffen, Lieben, mit Kirche und Gesellschaft – bei aller Ungeduld. Der Priester, Seelenführer und Intellektuelle hat ein bewegendes spirituelles Buch geschrieben, das mit seinem Plädoyer für kirchliche Bescheidenheit bei geistiger Weite und Reformoffenheit ein Anknüpfungspunkt sein könnte, um aus der aktuellen Krise herauszufinden. Der Autor schenkt Vertrauen und bittet um Vertrauen. Das ist der Wärmestrom des Christseins, des Christus- und Gottesglaubens, der uns im Kirchen- wie Gesellschaftsbetrieb neue Perspektiven öffnet.“

CHRIST IN DER GEGEWART (Nr. 42/2010, Freiburg i.Br., www.christ-in-der-gegenwart.de)



Fotos: Verlag Herder; privat

„Nein danke, ich denke selbst!“ Philosophinnen in der Antike



Der Salon der Aspasia

„Wenn du die Wahrheit suchst, sei offen für das Unerwartete ...“ – Die Programmatik dieser heraklitischen Erkenntnis sollte auf einer Akademietagung zu Grundzügen antiker Philosophie im Juni 2011 einen interessanten Akzent erhalten. Während sich gemeinsam die Aufmerksamkeit auf die männlichen Akteure ihrer Zunft konzentriert, rückte die Philosophin und Buchautorin Marit Rullmann mit Daphne, Aspasia, Hipparchia, Diotima und Hypatia einmal die Vertreterinnen dieser Wissenschaft in den Vordergrund.

VON JOHANNES SOIKA

Obwohl die Weisheit weiblich ist, kommen in der Philosophiegeschichte meist doch nur ihre männlichen Protagonisten zu Wort. Denn wer kennt schon Theano, Aspasia, Diotima, Tehmista oder Hypatia? „Die beste Frau ist die, von der man am wenigsten spricht“, räsionierte der antike Historiker Thukydides und forderte, dass die athenischen Frauen sich gefälligst im Hintergrund zu halten hätten. Auch der bis heute hoch geachtete Aristoteles bezieht eine ähnlich chauvinistische Position. Auf den ersten Blick scheint das philosophische Denken in der Antike tatsächlich eine Domäne der Männer gewesen zu sein. Vielleicht aber war es gerade diese Bevormundung, die dazu führte, dass sich – trotz aller Widerstände – viele selbstbewusste Frauen ihre Stellung in der Gesellschaft erkämpften.

Diese Frauen jedoch erwähnt die Geschichtsschreibung, wenn überhaupt, nur am Rande. Dabei liest sich ihre Geschichte wie ein Krimi. Von Axiothea von Phlius und Lastheneia von Mantinea ist beispielsweise bekannt, dass sie sich in Männerkleidern in die Schulen der damaligen Geistesgrößen schlichen

und sich holten, was ihnen an Wissen vorenthalten wurde.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass wir nur durch Philosophen wie Sokrates, Platon oder Pythagoras über Hypatia von Alexandria, Diotima oder Aspasia von Milet und andere wissen. Sie erscheinen immer nur im Schatten dieser Geistesgrößen und sind doch häufig ebenbürtige Denkerinnen. So vermittelt die Geschichte der Aspasia nicht nur ihre bis heute kolportierte politische Diffamierung als vermeintliche Hetäre des Perikles, sondern auch ihre Wertschätzung als Erfinderin des sokratischen Dialogs. Die Vermutung liegt nahe, dass die sokratische Methode des Philosophierens in Wahrheit der Aspasia zuzuschreiben ist und der Schüler Sokrates sie in jungen Jahren von ihr gelernt hat. Denn im Menexenos-Dialog des Platon rühmt Sokrates seine Lehrmeisterin, dass sie ihn und viele andere treffliche Redner in der Kunst der Beredsamkeit unterrichtet habe. Interessanterweise tritt dabei die Lehrerin nicht selbst in Erscheinung. Auch Xenophon, Schriftsteller, Politiker und Schüler des Sokrates, erwähnt sie in seinen Erinnerungen an seinen Lehrer. In dem nach ihr benannten philosophischen Salon traf sich, was in

Athen Rang und Namen hatte: Anaxagoras und Sokrates, Archimedes und der Tragödiendichter Sophokles sollen zu den Stammgästen gezählt haben.

Für Platon und Pythagoras hingegen war es ganz natürlich, dass Frauen der gebildeten Schicht am gesellschaftlichen Leben, und damit auch an Philosophie und Wissenschaft, teilnahmen. Im platonischen „Symposion“ zum Beispiel zitiert Sokrates Diotima aus Mantinea, von der er sagt, dass sie „in diesem und vielem sonst weise war“. Pfl egte Sokrates den Blick auf die Details der Welt, so galt Diotimas Schauen dem großen Ganzen. Wo der eine die Veränderbarkeit anstrebte, sah die andere auf die eigene Wandelbarkeit: „Erst wenn du die Dynamik der Antriebe und Begierden verstehst, verstehst du auch die Wandelbarkeit des Selbst“. Vielleicht waren es auch dieses Streben und die Beschäftigung mit dem Schönen an sich, die später Hölderlin seine geliebte Susette Gontard „Diotima“ nennen ließ ...

Mit dem Niedergang Athens versank auch das weibliche Philosophieren zunächst im Dunkel der Geschichte, um im vierten nachchristlichen Jahrhundert mit Hypatia von Alexandria erneut eine Vertreterin philosophischen Den-

kens zu präsentieren. Ihr Vater war Mathematiker, Philosoph und Leiter der Bibliothek von Alexandria – ein moderner und vorausschauender Mann. Er ließ die Tochter an seinem Wissen teilhaben, brachte sie so mit der antiken Wissenschaft in Kontakt. Auch ihre beiden bedeutendsten Lehrer, Klemens von Alexandrien und Origenes, vermochten zunächst für eine Vereinbarkeit traditioneller griechischer Philosophie mit christlicher Theologie zu sorgen. Doch die junge Frau blieb ein Freigeist, ihr Glaube die Philosophie. Zeitgenossen rühmten sie als „leuchtenden Stern der Wissenschaft“. Heute wäre sie vermutlich Hochschullehrerin oder auch Chefin eines Großkonzerns, mit Sicherheit aber eine Ikone der Frauenbewegung. Als anerkannte Gelehrte blieb sie in ihrer Zeit jedoch allein unter Männern. Ihr Engagement im Machtkampf zwischen Heiden und Christen in Alexandria büßte sie letztlich mit dem Leben. Der Ruf aber, den Hypatia schon zu Lebzeiten genoss, bietet auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch Stoff genug. Höchste Zeit also, darüber nachzudenken, dass eine Geschichte der Philosophie – will sie vollständig sein – um eine Philosophiegeschichte der antiken Philosophinnen ergänzt werden müsste. ■

„Ohne Glauben wäre ich nicht hingefahren.“

Gregor Ottersbach über Militärseelsorge in Afghanistan

In unserer letzten Ausgabe berichteten wir vom Gesprächsabend mit dem Sicherheitsexperten Markus Kaim über den Bundeswehreininsatz in Afghanistan. Zur Vertiefung dieses Themas blickt das Journal nun hinter die politischen Fragestellungen: Pfarrer Gregor Ottersbach war zwölf Jahre lang in der Militärseelsorge tätig und hat in dieser Zeit Soldatinnen und Soldaten zu sechs verschiedenen Auslandseinsätzen begleitet – dreimal nach Afghanistan. Christian Linker sprach mit ihm über Seelsorge im Kriegsgebiet.

Herr Pfarrer Ottersbach, Soldaten werden auf einen Auslandseinsatz intensiv vorbereitet. Wie bereitet sich ein Seelsorger vor?

OTTERSBAACH: Auch die Seelsorger nehmen an der Ausbildung der Soldaten teil. Da geht es zum Beispiel darum, wie man sich im Gelände bewegt oder wie man der Bevölkerung begegnet. Zugleich war ich aber schon während der Ausbildung ein Ansprechpartner für die Soldaten und die persönlichen Themen, mit denen sie sich auseinandersetzen.

Welche sind das?

OTTERSBAACH: Viele fragen sich, wie sie ihre Familie am besten absichern können, falls ihnen etwas passiert – nicht nur im Todesfall, auch

bei Verwundungen. Zahlreiche Soldaten überlegen, ein Testament zu machen.

Erinnern Sie sich an Ihre Eindrücke bei Ihrer ersten Ankunft in Afghanistan?

OTTERSBAACH: Das war 2003 an Silvester. Das Wetter war viel milder, als ich erwartet hatte. Wir sind den Januar über mit heruntergelassenen Scheiben gefahren, in einem ungepanzerten Fahrzeug. Die Menschen am Straßenrand winkten, und wir winkten zurück. Mein evangelischer Kollege und ich waren für sechs verschiedene Camps zuständig. Außerdem pflegten wir Kontakte zur Bevölkerung, trafen Bürgermeister oder auch Mullahs. Ende Januar gab es Anschläge auf britische und kanadische Soldaten; danach änderte sich der Code: gepanzerte Wagen und immer mit zwei Autos unterwegs sein.

Gab es Situationen, in denen Sie Angst hatten?

OTTERSBAACH: Nicht direkt Angst, aber schon diese besondere Konzentration und Aufmerksamkeit, wenn wir raus gefahren sind. Immer genau zu beobachten: Was ist heute anders am Straßenrand, welche Bewegung macht der Passant da gerade unter seiner Jacke? Das Camp ist mehrmals beschossen worden, dann schaltet sich automatisch der Verstand ein; Helm und Splitterschutzweste anlegen und schauen, was zu tun ist.

Was ist in solchen Augenblicken Ihre Aufgabe als Seelsorger?

OTTERSBAACH: Zunächst einmal ist einfach Präsenz wichtig und zu schauen, wo ich gebraucht werde – in Absprache mit dem evangelischen Kollegen und den Psychologen. Ansprechpartner zu sein nicht nur für die Soldaten, sondern auch zum Beispiel für das Krankenhauspersonal. Noch wichtiger ist vielleicht die Nachsorge. Mitten im Geschehen konzentrieren sich Menschen auf ihr Funktionieren, das ist auch gut so. Erst später wird das Erlebte verarbeitet. Es geht darum, zu begreifen, dass mögliche Folgen – Schlafstörungen, Schweißausbrüche, Ängste – im Grunde die ganz normale Reaktion eines Menschen auf eine unnormale Situation sind. Während meines Aufenthalts 2007 in Mazar-i Scharif entging eine deutsche Feldjäger-Patrouille nur ganz knapp einem Selbstmordattentat. Da haben wir abends eine Nachbesprechung mit den Leuten gemacht und gezielt besprochen, wie die Betroffenen jetzt mit dieser Erfahrung umgehen und sie verarbeiten können.

Und wie konnten Sie Ihre eigenen Eindrücke verarbeiten? Gab es zum Beispiel Supervision wie hierzulande für Notfallseelsorger?

OTTERSBAACH: Nicht direkt, aber es gibt natürlich den Austausch mit dem evangelischen Kollegen oder mit den anwesenden Ärzten und Psychologen. Sehr geholfen hat mir das Gebet, da kann man vieles abgeben. Trotzdem nehmen auch Seelsorger ihre Erlebnisse mit nach Hause. Deshalb finden nach jedem Einsatz ausführliche Nachbesprechungen statt.

Haben sich Ihr Glaube und Ihre Spiritualität durch Afghanistan verändert?

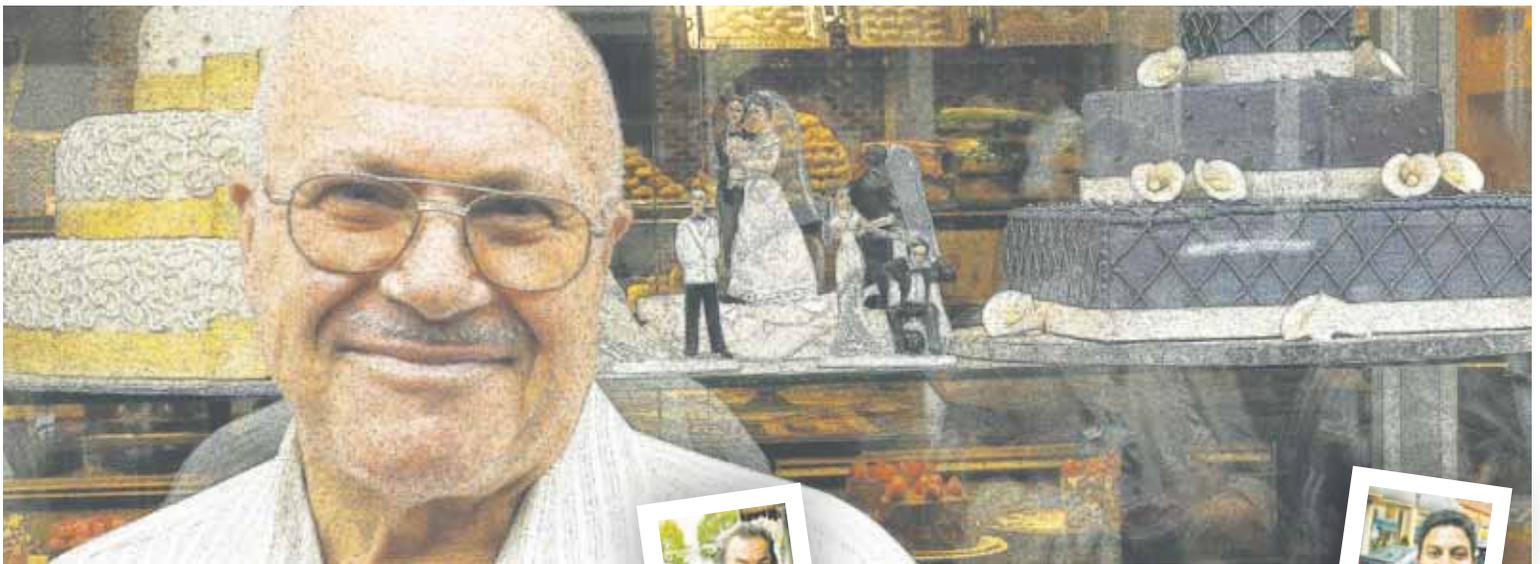
OTTERSBAACH: Meine Spiritualität ist in jedem Fall konkreter geworden. Ich muss aber sagen: Hätte ich keinen Glauben, wäre ich vermutlich gar nicht erst hingefahren. ■



Die Spur der Träume

Akademieveranstaltung zeigt türkische Lebensträume – und was aus ihnen geworden ist

Vor 50 Jahren war Deutschland für viele Türken eine verlockende Perspektive. Wie sieht türkisches Leben in Köln heute aus? Antworten auf diese Frage suchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Akademieveranstaltung „Türkische Lebensträume in Deutschland“ – zur Hälfte türkisch, zur Hälfte deutsch – bei einem Stadtspaziergang in Köln. Moderiert wurde dieser von Gonca Mucuk, Mitglied des Rates und des Integrationsrates der Stadt Köln. Das Bild zeigt Hasan Özdag, Inhaber der „Orientalischen Feinkonditorei“ in der Keupstraße. Er lebt seit 1970 in Köln.



VON MANFRED KASPER

Rund drei Millionen Türken oder Türkischstämmige leben heute in Deutschland. Ihr Lebensalltag hat sich mit Einstellungen, ästhetischen Empfindungen und kulturellen Gewohnheiten in Städten wie Berlin, Duisburg oder auch Köln niedergeschlagen. Die Keupstraße im Kölner Stadtteil Mülheim ist ein Ausdruck dieser urbanen Entwicklung. Geprägt durch türkische Geschäfte und Dienstleistungen gilt sie als „türkische Straße“, spiegelt für manchen „Parallelgesellschaft“ wider.

„Mir geht es darum“, so Gonca Mucuk, „den Menschen zu zeigen, wie vielfältig türkische Lebenswelten sind. Es gibt nicht das türkische Leben, sondern ganz viele Formen, so wie es ganz viele Formen deutschen Lebens gibt.“

Ich empfand die Zusammensetzung der Gruppe als bereichernd. Unser Ziel als Akademie ist es, derartige Formate in Zukunft weiter auszubauen, um ein Wir-Gefühl zwischen Deutschen und Türken zu entwickeln.

Filiz Elüstü, ehemalige Projektleiterin des Akademieprojekts Network.21

Für mich hat der Tag neue Einblicke in türkische Lebensräume und -träume gebracht. Zugleich war es ein Blick in den Spiegel, in die eigene Gesellschaft und die Migrationsgeschichte des Rheinlands, die Teil unserer Identität ist.

Dr. Michael Faber, stellvertretender Leiter des LVR-Freilichtmuseums Kommern

Mucuk wurde im hessischen Korbach geboren und kam nur kurz darauf mit ihren Eltern nach Köln, wo ihr Vater Arbeit bei den Ford-Werken gefunden hatte. Sie weiß um die Geschichte der „geplatzten Träume“ in der ersten Generation türkischer Gastarbeiter, einer Generation, die sich, so die 34-Jährige, „kaputt gearbeitet“ hat und nie so richtig „warm“ wurde mit der „fremden“ deutschen Kultur.

In der zweiten und dritten Generation haben sich die Lebenswelten sehr viel weiter ausdifferenziert. Es gibt unterschiedliche Milieus und Erfolgsgeschichten, die so gar nichts mehr von dem zu haben scheinen, was man sich klassisch unter „türkischem Leben“ vorstellt. Auch sie aber bewegen sich zwischen den Kulturen, kaum wahrgenommen hinter Klischees, die das Bild der

Türken in Deutschland immer noch prägen. Die Keupstraße ist dafür ein

Beispiel. „Hier hat es eine enorme Entwicklung gegeben“, unterstreicht Mucuk. Von der Problemzone der 1970er- und 80er-Jahre hat sie sich zu einer lebendigen Einkaufsstraße entwickelt, die heute vor allem bei den benachbarten Medienschaffenden in den ehemaligen Fabrikhallen fast schon „Kultcharakter“ hat. Dabei zeigt sie nicht mehr als „einen kleinen Ausschnitt“ türkischer Lebenswelten in Köln.

Deren Historie, aber auch die der Zuwanderer aus anderen Ländern, möchte das Dokumentationszentrum über die Migration in Deutschland (DOMiD) in Köln-Ehrenfeld für nachfolgende Generationen erhalten und sichtbar machen. Gonca

Ich glaube, es ist deutlich geworden, wie unterschiedlich türkische Lebensträume sein können. Zugleich aber sieht man, wie manche sich mit den Träumen einer neuen Generation vermischen. Das finde ich spannend.“

Seda Rass-Turgut, ehemalige Leiterin der Koordinierungsstelle Ausbildung in Ausländischen Unternehmen

Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen. Die türkischen Lebensträume kenne ich daher kaum. Bis heute aber ist es einer meiner größten Wünsche geblieben, hier endlich nicht mehr als „fremd“ wahrgenommen zu werden.

Taylan Güleryük, Informatiker

Mucuk arbeitet als freie Mitarbeiterin für DOMiD. Ihre Motivation ist klar: „Für mich ist es eine wichtige Sache, weil ich selbst Kinder habe. Ich habe vieles von dem, was türkische Lebensträume in Deutschland ausmacht, noch erlebt. Meine Kinder kennen das nicht mehr. Sie sollten es aber wissen, denn es ist Teil ihrer Identität.“ Auch wenn das eigentliche Museum noch Zukunftsmusik ist und laut Mucuk wohl erst in ein paar Jahren Realität werden wird, bietet das DOMiD bereits heute

Raum für eine Art „kollektives Gedächtnis“, einen Ausdruck des Selbstverständnisses von Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Mucuk hält auch dies für sehr bedeutsam, denn, so ihre eigene Erfahrung: „Wer nicht weiß, woher er kommt, kann auch nicht wissen, wohin er geht.“ ■

„Gutes aus Klöstern“ Engagement im weltlichen Handel

Eine Ordensfrau als Verkäuferin? Wer die Filiale des Warenhauses „Manufactum“ in Köln betritt, kann Schwester Anne-Claire von den Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem treffen. Dies scheint aber doppelt zu passen: „Manufactum“ bietet mit der Produktlinie „Gutes aus Klöstern“ Erzeugnisse europäischer Klöster an, unterstützt so deren Produkt-Vermarktung und vermittelt „ganz nebenbei“ Informationen zu monastischem Leben, zur Herstellung der Erzeugnisse sowie zu Klostertraditionen. Was in Klöstern und Kirche immer seltener geschieht, ist in diesem säkularisierten, privatwirtschaftlichen Umfeld Wirklichkeit. Für die Akademie ein spannendes Thema, widmet sie sich doch seit geraumer Zeit mit Tagungen und Forschungsaufträgen dem Widerspruch zwischen der Faszination, die Klöster heute einerseits ausüben, und der Schließung von Ordenshäusern andererseits. Umso bemerkenswerter ist das Engagement von „Manufactum“, die Produktlinie „Gutes aus Klöstern“ zu kreieren und eine Ordensschwester im Verkauf zu beschäftigen, finden Elisabeth Bremekamp und Wolfgang Isenberg. Daher gibt das Journal ein Interview mit Sr. Anne-Claire in Auszügen wieder.



Sr. Anne-Claire, was ist das Besondere an Ihrer klösterlichen Gemeinschaft?

ANNE-CLAIRE: Unsere Gemeinschaft wurde vor 35 Jahren in Paris gegründet. Unser Gründer war Studentenfarrer in den wilden 70er Jahren, und er hat zwei Sabbatjahre in der Wüste Sahara verbracht. Und in diesen zwei Jahren ist die Intuition gekommen: früher sind die Mönche in die Wüste gegangen, um ihre spirituellen Wege zu leben, aber die eigentliche Wüste heute ist die moderne Stadt mit ihrer Anonymität und Einsamkeit. Aber es ist nicht nur diese negative Seite, denn die Wüste ist auch ein Ort der Gastfreundschaft ... Und wir sagen auch gern, dass unser Kloster die Stadt ist.

Wie sieht Ihr Stadtleben konkret aus?

ANNE-CLAIRE: Da sind zwei Dinge von großer Bedeutung für uns: wir gehen draußen arbeiten, halbtags, eine bewusst begrenzte Zeit, in erster Linie für den Lebensunterhalt. Unsere Klausur, die klösterliche Abgeschlossenheit, ist nicht durch Mauern begrenzt, sondern innerlich. Also, wir arbeiten, und wir haben Zeiten für Einsamkeit, Stille, Studium der Heiligen Schrift. Wir leben aber eigentlich wie die anderen Leute auch. Wir haben andere Prioritäten, aber nicht im Sinne einer Weltverachtung. Um geistlich zu leben, muss man sich nicht von den Menschen trennen, und viele Facetten dieser Stadt finden wir auch faszinierend. Und eigentlich braucht jeder diese innerliche Klausur, einen Raum des Alleinseins, der Meditation, der Stille.

Wo, meinen Sie, ist das Klosterleben schwerer: hinter Mauern oder in der Stadt?

ANNE-CLAIRE: Ich habe ja in anderen Klöstern keine wirkliche Erfahrung. Aber ich empfinde mein Leben als ein Gleichgewicht zwischen Anspannung und Entspannung, zwischen dem Kontakt zur Welt und der Zurückgezogenheit ... Um 12:15 Uhr beende ich meine Arbeit und gehe in die Kirche. Denn mein erster Beruf ist es, hier zu sein, und viele zählen auf unser Gebet. Ja, das ist eine Spannung. Aber ich meine, das ist gut so und muss sein.

Wie sind Sie denn schließlich zu Manufactum gekommen?

ANNE-CLAIRE: Wir sind auf einem Spaziergang zufällig am Warenhaus vorbeigekommen und reingegangen. Und sofort habe ich gesagt: Einer von uns muss hier arbeiten. Nicht nur wegen der Abteilung „Gutes aus Klöstern“, wo es ja unsere Sandalen gibt, die in Paris hergestellt werden ... Wir haben dann immer wieder gesagt: ja, das Produkt haben wir auch. Die ganze Litanei der guten Dinge! Nachhaltigkeit, Produkte mit Herkunft und Wurzeln, Langlebigkeit, Funktionstüchtigkeit ... Das entspricht auch unserer klösterlichen Haltung. Die guten Dinge ohne verklärten nostalgischen Blick. Und dann haben wir gesagt: Wir probieren es mal ganz frech und spontan.

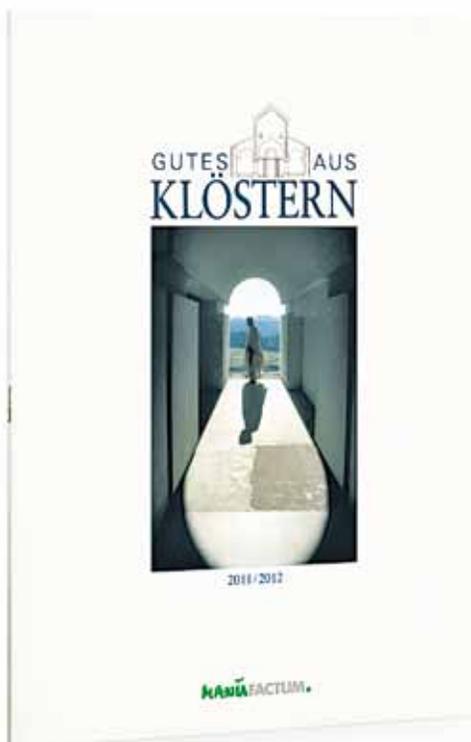
Und wie reagieren die Kunden?

ANNE-CLAIRE: Die meisten sind überrascht. Eine Ordensfrau! Manche interessiert es nicht, manche sagen: Das passt genau zum Konzept. So wird auch klar, dass wir auch Geld verdienen müssen und nicht unser Geld vom Bistum bekommen. Das überrascht manche positiv. Viele kennen uns auch aus Frankreich.

Ist die Arbeit im Warenhaus für Sie mehr als nur Geldverdienen?

ANNE-CLAIRE: Ja, klar. Der Kontakt mit den Kolleginnen und Kollegen ist sehr wichtig. Die Offenheit. Es ist auch für mich eine Relativierung, für meine kleinen Ordensfrauensorgen. Wir sind ja keine Goldfische im Glas ... Es ist für mich sehr bereichernd, ganz klar. Bunt, lebensnah, herausfordernd. Und die Kunden erwarten eine gute Beratung. ■

(Das vollständige Interview erschien im Monatsbrief von Manufactum, 12/2010.)



MONASTISCHE GEMEINSCHAFTEN VON JERUSALEM IN KÖLN

Seit Frühjahr 2009 leben die Brüder und Schwestern von Jerusalem in der Gemeinde von Groß Sankt Martin in der Kölner Altstadt. Eingebunden in den Kontext der Großstadt ist ihr Leben nicht von Klostermauern umgeben: „Es ist ihre Berufung, durch ihr kontemplatives und gemeinschaftliches Leben Gottes Gegenwart aufleuchten zu lassen und durch die gesunde Liturgie im Herzen der Wüste unserer Städte Oasen des Gebetes, des Friedens, der Stille und des Teilens zu schaffen.“

Kontemplation an vier Stationen

Ein Tag mit geistlicher Musik und Tanz in Kirchenräumen



Fotos: Andreas Würbel

VON GISELA SCHWARZ

Morgens um sechs Uhr herrscht eine besondere Stimmung im Altenberger Dom, matt und milchig scheint das erste Sonnenlicht durch die Grisailfenster hinter dem Altarraum. Es vermittelt eine – dennoch erhabene – Bescheidenheit gegenüber dem großen Buntglasfenster über dem Hauptportal. Unmittelbar teilt sich das Licht des beginnenden Tages am frühen Samstagmorgen den Besuchern mit. Sie haben sich eingefunden, um den ersten Teil des „Stundengebets“ zu erleben, fast alle Plätze im Dom sind besetzt. Viele werden alle vier Stationen des Stundengebets miterleben, das sie im Lau-

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Gemeinsam mit dem Rheinisch-Bergischen Kreis und dem Kulturamt der Stadt Bonn lud die Akademie dazu ein, in traditionsreichen Gotteshäusern wie dem Altenberger Dom oder dem Bonner Münster neue Ausdrucksformen des Stundengebets kennen zu lernen.

fe des Tages zu den festgelegten Stunden noch in die evangelische Kirche in Lohmar-Honrath, die Kreuzkirche in Bonn und am späten Abend ins Bonner Münster führen wird.

Pünktlich um sechs Uhr läutet die helle Stundenglocke, unterbricht die Stille. Für die Besucher unsichtbar singt im Chorungang die Schola Cantorum Altenberg einige Hymnen und Psalmen aus dem Stundenbuch der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz „Deus in adiutorium meum intende“. Die einstimmigen, einfachen Tonfolgen entwickeln sich wie ein fließender Strom im Kirchenraum, versetzen die Besucher in eine konzentrierte Gelassenheit.

Endlich erheben sich die beiden schwarz gekleideten jungen Männer, die in sich versunken vor dem Chorgestühl gesessen haben – in zögerlichen Bewegungen, die sich bald zu einem „Aufwachen aus dem Traum“ entwickeln. Volkard Samuel Guist und Martin Inthamoussu improvisieren zu Jehan Alains Komposition „Le jardin suspendu“ das Aufbrechen in das Menschsein in einer ausdrucksstarken Tanzperformance. Sie inszenieren ein Aufbauen der Körper als Reaktion auf Sinn- und Schicksalsfragen. Dom-

organist Andreas Meisner begleitet die Tänzer vom Bonner Ensemble Cocoondance souverän mit Tonfolgen, die in ihrer klaren Struktur entfernt an Debussy, Messiaen und Satie erinnern. Langsam wird es heller im Dom. Als die Mezzosopranistin Anna Pehlken, begleitet von Meisner, den Morgengesang von Louis Vierne „Les Angélus“ mit großer Strahlkraft vorträgt, ist es schon fast taghell. Noch einmal wird die kontemplative Stimmung im Dom weiter getragen von der Schola und dem gemeinsam gesungenen „Benedictus“. Dann spielt Meisner auf der Orgel Sätze aus Griegs „Peer Gynt Suite Nr. 1“. Die Tänzer improvisieren zur „Morgenstimmung“ das Erwachen des Tages, sterben mit vollem Körpereinsatz „Ases Tod“. Doch die Sätze „Anitas Tanz“ und „In der Halle des Bergkönigs“ verlieren auf der Orgel viel von ihrer klaren nordischen Leichtigkeit. Vielleicht ist die Suite auch nur durch ihren Einsatz in der Werbung abgenutzt, und Hörgewohnheiten lassen nichts anderes zu. Nachdenklich verlassen die Besucher den Dom, sind hochinspiert vom ersten Teil des Stundengebets, jener Tageszeitenliturgie, die bis zu siebenmal zu festen

Stunden in Psalmen das Lob Gottes anstimmt. Es gab sie schon im Urchristentum.

Um zwölf Uhr mittags finden sich vor allem die 30 Unentwegten, die die Bustour zu den Stundengebets gebucht haben, in der evangelischen Kirche in Honrath. In der kleinen Hallenkirche liest Bernt Hahn neun Sätze aus den „Hymnen an die Kirche“ der katholischen Schriftstellerin Gertrud von le Fort, begleitet von Rolf Müller auf der Orgel mit Bachs Partita „Oh Gott, du frommer Gott“. Die bildhaften Texte wie „Es fällt kein Strahl von dir in meine Tiefen“ wirken wie eine neue Form der alten Psalmen zum Lobe Gottes. Und dann zieht die Tänzerin Athanasia Kanellopoulou die Besucher in den Bann ihres Vortrags vom Dasein des Menschen nach den Klängen von Bachs klar strukturierter Fantasie und Fuge g-Moll. „Die Verkörperung der Suche nach Innhalten in dieser hektischen Zeit hat mich sehr berührt“, sagt später eine Teilnehmerin, die bis zum späten Abend Gesang, Orgelklänge und Tanz genossen hat. ■

Dieser Artikel erschien am 18. Juli 2011 im Kölner Stadt-Anzeiger.

Herzkammer der Kirche

Neue Blicke in die Sixtinische Kapelle



Foto: Vatikanische Museen

VON ELISABETH BREMEKAMP

Von außen schlicht, von innen faszinierend – so präsentiert sich die nach Papst Sixtus IV. benannte „Sixtinische Kapelle“ in Rom. Ihr Inneres erstrahlt vor allem durch die Quattrocento-Fresken und die Fresken Michelangelos. Besonders fasziniert dabei das „Jüngste Gericht“ mit seinen rund 390 Figuren auf 200 Quadratmetern an der Stirnwand der Kapelle. In einem neuen Buch der Akademie wird laut Prälat Max-Eugen Kemper in diesem Fresko „nicht der finale Akt des Gerichtes, sondern vielmehr der paulinische Gedanke von der ‚Auferstehung des Fleisches‘ ins Bild gesetzt, mit dem auferstehenden Christus als ‚Erstling der Entschlafenen‘“. Kemper entfaltet diese neue theologische Deutung

von Michelangelos Meisterwerk als „Hoffnungsbild des Glaubens“ in der Bensberger Edition „Herzkammer der Kirche“. Interessante Details zur Entstehung der Kapelle und ihrer Ausstattung im 15. und 16. Jahrhundert bietet der Beitrag von Arnold Nesselrath, Professor für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und Direktor der Abteilung für byzantinische, mittelalterliche und moderne Malerei der Vatikanischen Museen. Jenseits der atemberaubenden Ausgestaltung gehört zur Kapelle auch der berühmteste Kamin der Welt: Wenn aus ihm weißer Rauch aufsteigt, bedeutet dies: „Habemus Papam“. In einem weiteren Beitrag der reichhaltig bebilderten Edition würdigt daher Kemper die Sixtina als Ort der Papstwahl. ■

LEKTÜRE



Bensberger Edition 3
Herzkammer der Kirche
 Die Sixtinische Kapelle und ihr Bildprogramm

mit Beiträgen von Max-Eugen Kemper und Arnold Nesselrath

ISBN 978-3-89198-120-7,
 Preis: € 15,80

Ein ausgezeichnetes Beispiel

NetWork.21 erhält Preis für Demokratie und Toleranz

VON ILONA BERNHART

Als besonders vorbildliche Initiative wurde das Mentoring-Programm NetWork.21 im Mai 2011 ausgezeichnet. Als einer von insgesamt neun Preisträgern erhielt es im Historischen Rathaus der Stadt Köln den Preis „Aktiv für Demokratie und Toleranz“. Gabriele Fograscher, Mitglied des Bundestages, Jürgen Roters, Oberbürgermeister der Stadt Köln, und Dr. Gregor Ro-

senthal, Geschäftsführer des Bündnisses für Demokratie und Toleranz, überreichten die Auszeichnung an Akademiedirektor Dr. Wolfgang Isenberg und die Projektleiterinnen Filiz Elüstü und Barbara Baumann.

„NetWork.21 – Leben und Arbeiten in der transkulturellen Gesellschaft“ wurde von der Akademie in den Jahren 2007 bis 2009 konzipiert und durchgeführt. Mit dem Modellprojekt gelang es, junge Menschen mit und ohne Zuwande-

lungsgeschichte nicht nur in ihrer persönlichen Entwicklung zu begleiten, sondern auch beim Einstieg in die Berufswelt aktiv zu unterstützen. Die vorliegende Evaluation sorgt dafür, dass die Erkenntnisse nach Abschluss des Projektes in weitere Vorhaben einfließen können. Wie sinnvoll dies ist, belegt die aktuelle Auszeichnung. ■

www.projekt-network21.com
 www.buendnis-toleranz.de

Diözesanrat befürwortet Grundeinkommen

VON CHRISTIAN LINKER

Der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Köln fordert die Einführung eines Grundeinkommens. Bei nur wenigen Gegenstimmen und Enthaltungen votierte die Vollversammlung Ende Mai in Bensberg für einen entsprechenden Antrag, den die katholischen Verbände BDKJ, BKU, KAB, kfd und Kolpingwerk gemeinsam auf den Weg gebracht hatten. Der breite Schulterchluss von Jugend-, Frauen-, Wirtschafts- und Sozialverbänden hat seine Wurzeln nicht zuletzt in der Akademietagung „Grundeinkommen katholisch?!“ vom Januar, bei der die Beteiligten Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer jeweiligen Modelle zum Grundeinkommen ausloteten. Trotz zunächst scheinbar unversöhnlicher Gegensätze – etwa zwischen dem „bedingungslosen“ KAB-Ansatz und der „aktivierenden“ BKU-Variante – stand die gemeinsame Sorge um gerechte Teilhabemöglichkeiten für alle Menschen im Mittelpunkt. Dies überzeugte schließlich auch die große Mehrheit der Delegierten. Laut Beschluss sollen der Diözesanrat und seine Gliederungen die gesellschaftliche Diskussion des Grundeinkommens nun weiter vorantreiben. ■

IMPRESSUM

Herausgeber des Journals

Thomas-Morus-Akademie Bensberg
 Overather Str. 51-53
 51429 Bergisch Gladbach
 Telefon 0 22 04 - 40 84 72
 Telefax 0 22 04 - 40 84 20
 akademie@tma-bensberg.de
 www.tma-bensberg.de

Druck

Heider Druck GmbH,
 Bergisch Gladbach

**Redaktion**

Büro für Journalismus und PR: Manfred Kasper, Ilona Bernhart; Thomas-Morus-Akademie: Elisabeth Brenekamp, Dr. Wolfgang Isenberg (V.i.S.d.P.), Susanna Theunissen

Gestaltung

is square design

Die nächste Ausgabe des Journals erscheint im März 2012.

„Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.“

Mit Goethe durch Europa

Seit dem Mittelalter reisten die Menschen. Handwerker, Kaufleute und Pilger, leider auch Soldaten zogen von Ort zu Ort, brachten Reichtum oder Unheil. Das Reisen um des Reisens willen aber, die klassische Bildungsreise auf den Spuren der Antike, war erst seit dem 18. Jahrhundert Privileg weniger Adelliger und Künstler. Für die Deutschen hat Johann Wolfgang von Goethe das „Tor zur Welt“ geöffnet. Vor allem mit seiner „Italienischen Reise“ (1786-88), die die gebildete Welt ab 1817 gedruckt in allen Einzelheiten nachvollziehen konnte, hat er jene Maßstäbe gesetzt, die später Generationen von Bildungsbürgern als unumstößlich galten. Andere, vor allem Engländer, haben diese Ziele lange vor ihm besucht, doch kaum einer hat sie so verstanden und für das eigene Handeln zur Maxime gemacht wie der Frankfurter Bürgersohn und Weimarer Minister. Er kannte das „Land, wo die Zitronen blühen“.

VON ANDREAS THIEL

Doch nicht alleine nach Italien zog es Goethe. Zwar sind Venedig, Rom, Neapel und Sizilien seine Hauptziele, die ihren Niederschlag in der Wandlung des Dichters zum Klassiker fanden, doch auch der junge Goethe und der alte Geheimrat reisten nicht minder: Seine „Flegeljahre“ verbrachte das Genie in der Geburtsstadt Frankfurt, die Studienjahre in Leipzig, Straßburg und Wetzlar. Auch Dresdens Kunstschatze und die wilde Natur des Harzes wurden von ihm besucht und früh besungen, ebenso die Rheingegenden bis hinauf nach Köln und Düsseldorf. Die Burg des „Königs von Thu-

le“ steht literaturgeschichtlich im Lahntal.

UNTERSCHIEDLICHE FORMEN DES REISENS

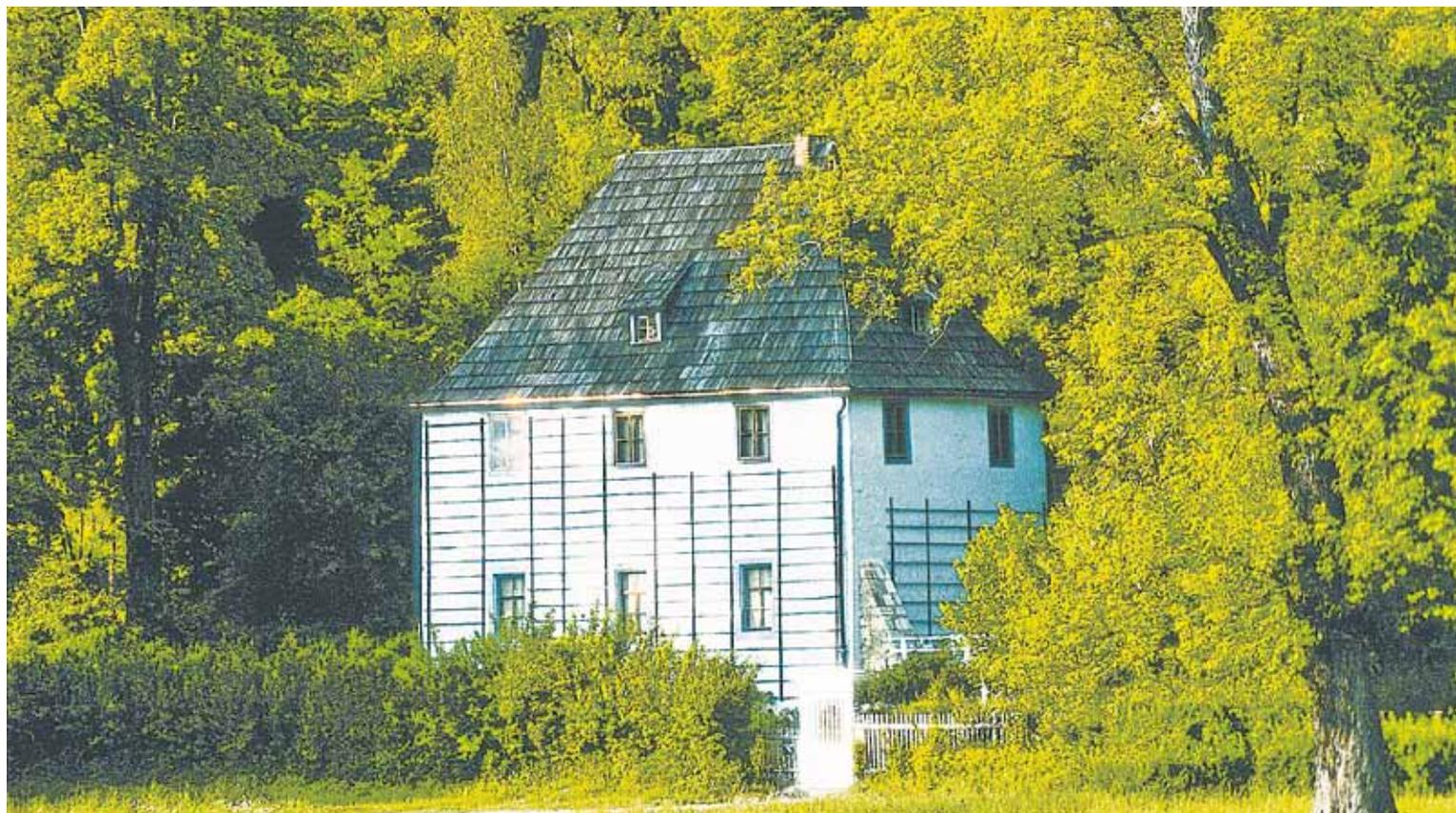
Als ursprünglich und natürlich unschuldig galt damals noch die Schweiz. Goethe besuchte sie 1775 und wiederholte die Reise vier Jahre später mit dem jungen Herzog von Weimar. Dem Glückskind beugte sich die Natur, und die Bergriesen konnten bei schönstem Wetter noch im November bestiegen werden. Geläutert gelangten Carl August und Goethe nach ihrer gemeinsamen „Geniereise“ wieder nach Weimar. Die Lebensfreundschaft zwi-

schen Herr und Diener war durch die Reise unzerbrechlich geworden. Geblieben sind davon die Tagebücher und der „Gesang der Geister über den Wassern“ – entstanden im Angesicht des Staubachfalles zu Lauterbrunnen.

Dunklere Wolken hingegen standen über den Reisen späterer Jahre: So beorderte der Herzog seinen Minister in die Kriegslager der Revolutionskriege, zur Belagerung von Mainz und zum Marsch nach Frankreich in die Katastrophe von Valmy. Goethe war erschüttert und mit ihm zitterte der Kontinent. Im Lager vor Mainz aber entstand 1793 die Fabel vom „Reinecke Fuchs“ – als Parabel auf die Wirren der Revolution.

Einen Ausgleich boten derweil die Bäderreisen, die den Leidenden und Liebenden nach Böhmen und an den Rhein führten: Karlsbad, Marienbad und Teplitz, aber auch Wiesbaden und Heidelberg waren die Ziele seiner späteren Jahre. Marianne von Willemer als „Suleika“ ist in der um 1814/15 am Rhein entstandenen Lyrik des „West-östlichen Divans“ Partnerin im Zwiegespräch. Die vergebliche Liebe zur jungen Ulrike von Levetzov ist 1823 Thema der „Marienbader Elegie“.

Im letzten Lebensjahrzehnt beschränken sich die Kreise Goethes auf die Wahlheimat Thüringen: Jena und Bad Lauchstädt, Rudolstadt, Ilmenau und Eisenach, Gotha und Bad Berka sind die bevorzugten



Sommerhaus von Goethe, Park an der Ilm, Weimar

Ziele des alten Geheimrates. In naturwissenschaftlichen Beobachtungen und lyrischen Naturbildern feiert er das Tal der Ilm ebenso wie die Gesteinsformationen des Kickelhahn. Auf jenem Bergrücken waren bereits Jahrzehnte zuvor seine berühmten Zeilen „Über allen Gipfeln ist Ruh“ entstanden.

DAS ERLEBTE ERLEBBAR MACHEN

Es gibt sicher zeitgenössische Dichter, Musiker und Künstler, deren Reisehorizont weiter gespannt war als der Goethes. Kaum einer jedoch hat vor Goethe soviel Erkenntnis und Schönheit beim Reisen aufgefasst und im schriftstellerischen Werk – sei es in Versen oder in Prosa – Form werden lassen. Anders als Schiller, der nie in den Schweizer Bergen war, aber dennoch den „Tell“ schrieb, goss Goethe das eigene Erleben in beständige Texte: Das Alpengelühen, mit dem der zweite Teil

des Faust 1825 einsetzt, hat er selbst erlebt. Schillers „Es lächelt der See, er ladet zum Bade“ dagegen ist nur ein gut erfundenes Bild.

Goethes Texte – vom stürmischen Natur- und Liebeserleben des Einundzwanzigjährigen im Elsass bis zur klaren und ruhigen Altersweisheit des Achtzigjährigen in Dornburg – können auch heute noch Leitfäden sein. Sie sind – mag auch die Wissenschaft über einzelne Erkenntnisse hinausgekommen sein – vielfach gültig und alterslos. Nicht zuletzt deshalb bietet die Akademie seit einigen Jahren Ferienakademien auf den Spuren Goethes an. Sie führen zu den Stationen seines Lebens nach Frankfurt und Weimar ebenso wie auf seine einstigen Reiserouten nach Italien oder Böhmen. Vieles von dem, was Goethe sah, ist längst verloren, beispielsweise die barocke Schönheit der Paläste am Golf von Neapel. Anderes ist erst heute zugänglich, so die Kunst des Mittelalters oder antike Ausgrabungen. All dies aber lässt sich mit der

Hilfe seines Werks tiefer verstehen und fassen. Auch wie Goethe sich selbst und seinen Geist durch die Anschauung der Dinge zu formen suchte, können wir heute noch nachvollziehen. Sein Werk lässt uns mit seinen Augen schauen und unseren Eindrücken eine reinere Form geben. In den besten Momenten führt das über das Sehen und Erkennen hinaus in den Bereich eines höheren Schauens, etwa wenn angesichts der Tempel von Paestum die „Iphigenie“ lebendig wird – „das Land der Griechen, mit der Seele suchend“.

Zahlreich sind die späteren Generationen Goethes. Eine jüngere Dichtergeneration machte sich lustig über den Olympier. Heine sprach von Weimar als einem „Musenwitwensitz“, Hoffmann von Fallersleben dichtete: „Michel sparet nicht Zeit und nicht Gelder / Rom ist seiner Wissbegier Ziel / Um zu sehen, was Goethe gesehen / Schön zu finden, was Goethen gefiel.“ Noch Eugen Roth lästerte milde: „Und wichtig

fand er wieder dies: / Bald sah er Kalk, bald sah er Kies.“ „Faust II“ im Gepäck der Weltkriegssoldaten missbrauchte die Kunst zu politischen Zwecken: „So eröffne ich Räume den Millionen / Nicht sicher zwar / Doch tätig frei zu wohnen.“

Nichts aber konnte der dauernden Gültigkeit von Goethes Weltbeobachtung ernsthaft Schaden zufügen. Und so lohnt es noch heute – 262 Jahre nach des Dichters Geburt – seine Werke zur Hand zu nehmen und mit ihnen zu den Stätten seines Wirkens und Schauens zu reisen. Eine vorzügliche Art, das Erlebte von einst neu zu erleben. ■

Der Kunsthistoriker und Archäologe **DR. ANDREAS THIEL** leitet Ferienakademien und kunsthistorische Seminare der Akademie. Unter anderem folgt er den Spuren von Goethes Flucht vor der Liebe durchs Elsass in die Schweiz (Sommer 2012) und blickt mit des „Dichters Augen“ auf Monumente von Rom bis Neapel (Herbst 2012).

journal22 ■ PORTRÄT

In der Antike und im Heute zuhause

Dr. Stamatis Lymperopoulos im Porträt

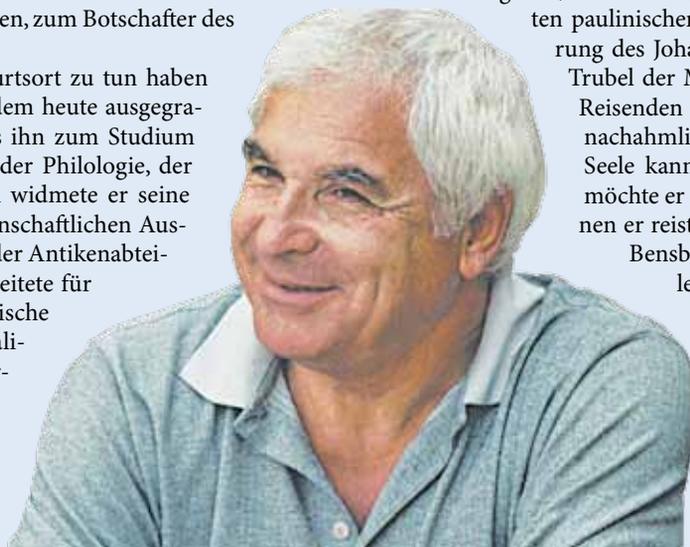
VON JOHANNES SOIKA

Aus seinen Vorträgen und Erzählungen sprudelt mediterranes Lebensgefühl und tief verwurzelt Wissen um die Geschichte Griechenlands. Im Orakelort Delphi geboren, vermag es der Wahlkreter und Olivenkenner Dr. Stamatis Lymperopoulos Erzählungen zur reichen Kultur seiner griechischen Heimat mit südländischer Lebensfreude zu verbinden. So wird er für die Menschen, die ihm begegnen, zum Botschafter des kulturellen europäischen Erbes.

Es muss wohl etwas mit seinem Geburtsort zu tun haben – das Haus seiner Vorfahren stand auf dem heute ausgegrabenen Schatzhaus der Athene –, dass es ihn zum Studium der Klassischen Archäologie zog. Auch der Philologie, der Alten Geschichte und der Byzantinistik widmete er seine Zeit. Mit Erfolg, denn nach seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Hamburg wurde er Direktor der Antikenabteilung des Benaki-Museums in Athen, arbeitete für den SPIEGEL, das ZDF und das Bayerische Fernsehen. Seit 1993 betreibt der ehemalige griechische Juniorenmeister im Speerwurf und Vater von zwei erwachsenen Kindern eine Agentur für Kongresse, Gruppenreisen und Incentives. Zudem leitet er seit 1994 Ferienakademien in seine griechische Heimat.

Wer mit Stamatis Lymperopoulos reist, erlebt Griechenland hautnah und unverfälscht von touristischer Folklore. Dabei ist es ihm ein Anliegen, die Mitreisenden auch kulinarisch mit dem Reichtum der Region bekannt zu machen. Besonders im Verlauf der Ferienakademie zur Olivenernte, die jedes Jahr über den Jahreswechsel stattfindet, entführt er seine Gäste in die geschmacklich vielfältige Welt dieser kleinen Frucht. Doch gleich, ob auf den Spuren antiker Geschichte, auf den Routen paulinischer Missionsreisen zu Orten der Offenbarung des Johannes, zu den Meteoraklöstern oder im Trubel der Millionenstadt Athen – stets erleben die Reisenden Lymperopoulos' Heimat in einer unachahmlich intensiven Weise. Seine griechische Seele kann er dabei nicht verleugnen – und das möchte er auch nicht: Er ist den Menschen, mit denen er reist oder die er auf den Veranstaltungen in

Bensberg trifft, herzlich zugewandt – als Helene, der in Hamburg nicht nur studierte, sondern auch lernte, „wie Deutsche ticken“. Auch dies hat sein Leben geprägt, denn schließlich lernte er in der Hansestadt seine Frau Lore kennen, mit der es ihn auf die „Insel Europas“ zog. Wen wundert dann, dass sein griechisches Herz europäisch schlägt. ■



Was ist mir heilig?



Foto: Cyrus Sriedl

» Es war die erste Nacht nach mehr als 40 Jahren, in der ich nicht unentwegt mit dem Zurechtrucken und Zurechtzupeln des Kopfkissens beschäftigt war, sondern einfach nur schlief. Es war die Nacht, nach der ich morgens ausgeruht aufwachte und das Gefühl hatte, nichts, aber auch gar nichts mitbekommen zu haben. Nicht das leise Ticken des Weckers, nicht das Schnarchen unseres Mopses und nicht den Wind, der um das Haus weht. Es war die erste Nacht mit meinem neuen Kopfkissen, das aus vier Kammern besteht, mit natürlichen Kautschukflocken gefüllt ist und mir ein neues Leben schenkte. Und es war der Morgen nach dieser Nacht, an dem ich beschloss, dass diese schöne kleine Matratze für den Kopf mich immer begleiten wird, selbst zu den entlegenen Winkeln dieser Erde. Es war der Morgen, an dem ich mein neues Kopfkissen heilig sprach.“

Tomas Niederberghaus ist Autor und Hotelkritiker der Wochenzeitung DIE ZEIT.

» Mir ist Gott heilig und mit ihm das Leben und die Liebe. Diese drei unfassbaren Größen und die Hoffnung und die Natur und irgendwie auch die Menschen. Aber das Größte ist Gott. Ich brauche diese Dimension, die mich grenzenlos übersteigt und in der ich mich doch zugleich geborgen weiß. Dieses Geheimnis, in dem ich ruhen kann, wenn anderes schon längst nicht mehr hilft. Diese Unvergänglichkeit. Ich mag es nicht, wenn man ihn klein redet mit Verdikten, Auslegungen, einzig wahren Erkenntnissen, wenn man eine Größe, die Milliarden Sterne hervorbringen kann, reduziert auf einen -ismus. Wir wissen noch nicht einmal, warum Blumen wachsen. Ich brauche den Himmel. Jeden Abend, bevor ich schlafen gehe, schaue ich noch einmal in den Himmel. Das rückt mich zurecht. Die vielen Sterne. Forscher sagen, dass wir alle Sternengraub in uns tragen. Ich wünsche mir, dass wir alle leuchten können wie die Sterne. Dieser Wunsch ist mir auch heilig. Vielleicht ist er ja Teil Gottes? Teil oder Ausdruck einer unfassbaren Liebe. Vielleicht ist Gott ja ein Herz? Ein ewig explodierendes, überdimensionales Herz?“

Liane Dirks, Schriftstellerin, lebt in Köln und gestaltet mit viel Herzblut die Schreibworkshops in der Akademie. Zuletzt ist von ihr erschienen: „Falsche Himmel“ und „Der Koch der Königin“.



Foto: Mareike Foercking

» Was ich nie erreiche, das ist mir heilig. Die rechte Rheinseite zum Beispiel ist mir heilig oder Bensberg ist ganz besonders heilig. Das hat es auch nötig, denn Bensberg hat bisher keinen einzigen Heiligen. Das ist der Unterschied zu Köln mit Heiligen im Jahrmarktformat. Selbst Leverkusen, immerhin auch auf der Schäl Sick, hat einen Heiligen mit Gezelinus, mit eigener Quelle, heute im Wasserkran an der Gezelinuskapelle. Wasser ist immer gut, manche behaupten ja auch, die künftigen Kriege gehen ums Wasser, um Flüsse und Quellen und da hat Leverkusen jetzt schon einen Standortvorteil. Früher war das Gezelinuswasser für die Augen gut, heute braucht es der Türke für seinen Tee. Ohne Zusätze, das heilige Wasser! Die Frage bleibt natürlich, ob auch der Tee dadurch heilig wird, vielleicht sogar der Türke, der den Tee respektive das Wasser ja inkorporiert. Dann ist er eine Kontaktreliquie und damit heilig. Jedenfalls für mich.“

Dr. Martin Stankowski, Kölner Historiker, Rundfunk-Journalist und Buchautor, Mitinitiator des „Alternativen Ehrenbürgers“ Köln, gestaltete unter anderem auch die „Anderen Schiffsreisen“, die die Akademie im Rahmen der Regionale 2010 durchführte.

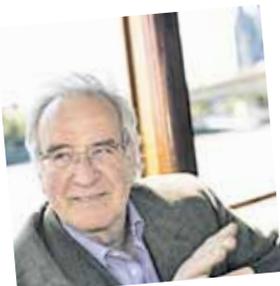


Foto: Simin Klammer

» Kurz vor dem Abitur verbrachte ich die Ferien in Dänemark. Es war so kalt, dass ich mir eine dicke, handgestrickte Norwegerjacke kaufte. Sie zog mit in die erste eigene Wohnung, wir verbrachten viele Stunden am See und fuhren in Urlaub. Sie wärmte mich viele Nächte, als die Kinder klein waren und Zähnchen bekamen. Meine Schulzeit ist seit über 30 Jahren vorbei, die Kinder sind erwachsen und meine Jacke wirkt nicht mehr ganz neu. Die Bündchen sind durchgescheuert, die Knopflöcher mehrfach nachgebessert und einige Maschen habe ich ausgebessert. Natürlich habe ich auch ‚schöne‘ Strickjacken, aber meine Norwegerjacke ist mir heilig.“

Regina Flackskamp, engagiert sich als Pfarrgemeinderatsvorsitzende und ist beschäftigt im Büro für Gemeinwesenarbeit in der Katholischen Pfarrgemeinde Seliger Papst Johannes XXIII. im Kölner Norden.



Foto: privat

„Nichts ist mehr heilig!“ Wirklich nicht? Journal fragte daher: „Was ist Ihnen heilig?“ Hier sind die ersten sieben Antworten. Und wie lautet Ihre Antwort? Schreiben Sie uns, kurz und prägnant, fürs nächste Journal!

» Was ist heilig? Ich frage zurück: Lässt sich im aufgeklärten Raum überhaupt über ‚das Heilige‘ sprechen – vernünftig und neutral über etwas zutiefst und dem Anspruch nach Ergreifendes? Begreifen und Ergriffenwerden sind hier genau gegenläufig. Ist das Besondere des ‚Heiligen‘ mit dem Nachweis seiner Nützlichkeit, Analysierbarkeit und Wissenschaftsfähigkeit erreicht? In keiner Religion, ob entwickelt oder ‚primitiv‘, ist das Heilige als Funktion des Menschen ausgelegt, ganz im Gegenteil: Es beansprucht ihn. Wir haben in der postsäkularen Welt – außerhalb der Kirche – eigentlich keine Stelle, an der das Heilige unmittelbar vorkommt. Aber es kommt vor in seiner Abwesenheit, in seiner Spur, im Widerspruch gegen die pure Autonomie des sich selbst verstehenden Subjekts. Philosophen wie Levinas, sogar Heidegger und Derrida, geben davon Zeugnis. Das ist nicht nichts. Wir sind zurück in einer Fassungslösung, von der sich die Autonomieformel der Aufklärung nichts hat träumen lassen.“

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz war von 1993 bis 2011 Inhaberin des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaften an der Technischen Universität Dresden. In den vergangenen Jahren gestaltete sie in der Akademie die Besinnungstage zu Ostern.



Foto: privat

» Es war Weihnachten 1993, als ich von meiner Mutter am Heiligen Abend ein kleines Geschenk überreicht bekam. Mein erster Gedanke: Hoffentlich kein Schmuck. Denn da haben wir beide einen sehr unterschiedlichen Geschmack. Ich öffnete gespannt die kleine Schachtel und da lagen sie, halb in weißem Samt versteckt. Zwei goldene Eheringe. Aber es waren nicht irgendwelche und sie waren auch kein Paar. Ich wusste es gleich, es waren die Eheringe meiner verstorbenen Großmütter Susanna und Karoline. Fünfzehn beziehungsweise 24 Jahre nach ihrem Tod lagen sie jetzt vor mir. Neu poliert und mit einem kleinen Stein versehen. Ich sah ihre Finger, die sie trugen. Ihre Hände, die mich streichelten, ihre Arme, die mich schützten. Ich sah ihr Lächeln. Das war mein schönstes Weihnachtsgeschenk! Diese Ringe sind mir heilig. Sie schließen den Bund zwischen Generationen und zwischen den beiden so unterschiedlichen Frauen, deren Namen ich, Karin Karoline Susanna, trage.“

Karin Kortmann ist Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) und Vorstandsmitglied von CARE Deutschland-Luxemburg. Von 1998 bis 2009 war sie Mitglied des Deutschen Bundestages, von 2005 bis 2009 zudem Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ).

Foto: dpa



» Sehr nüchtern stelle ich fest: Auf dieser Welt ist nichts heil und ungebrochen. Alles und jeder trägt Wunden an sich, ist verletzt, nichts ist ewig, nichts und niemand voller Liebe: nichts und niemand ist heil, niemand heilig. Außer Gott. Das ist die Botschaft, die Jesus brachte und die er war: Nicht, dass es einen Gott gibt, sondern dass dieser Gott ein Herz hat, dass er grenzenlos liebt jeden von uns mit seiner Schuld, seiner Enge, seiner Verzweiflung und seiner Hoffnung. Gott hat ein Herz, das mir treu bleibt im Leben, im Tod und in der Ewigkeit. Da Gottes hingeebene Liebe ohne Grenzen ist, ist er heil und heilig. Nicht heilig für sich, solche Schein-Heiligkeit hätte Grenzen und wäre gleichsam eine sündhafte, sich absondernde ‚Heiligkeit‘. Vielmehr, dass er grenzenlos heilig ist, weil er grenzenlos Heil schenkt: Liebe ohne Bedingung und ohne Ende. Deshalb explodiert seine Liebe und sein Heil und alles wird heil, was von Gottes heiligem Funkenschlag berührt wird. Deshalb gilt nicht nur: ‚Der Herr allein ist heilig‘ (1 Sam 2,2), sondern auch: Alles wird heil, was sich vom ihm berühren lässt. Deshalb ist mir alles heilig, was Gott geschaffen hat und was Gott heil machen will. Deshalb ist mir jeder Mensch heilig. Es macht mich hilf- und sprachlos, wenn ich sehe, wie Menschen einander verletzen, die Schöpfung zerstören und manchmal selbst die Kirche kein Ort der Heilung ist. Dennoch glaube ich an die heilige Kirche, weil der Heiland sich nie von ihr und den Menschen zurückziehen wird. Auch diese Zuversicht ist mir heilig!“

Weihbischof Dr. Heiner Koch ist Beauftragter für den Pastoralbezirk Süd des Erzbistums Köln, Bischofsvikar für die Seelsorge an fremdsprachigen Katholiken und Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die deutschsprachige Seelsorge im Ausland.



Foto: Beatrix Tomasetti

» Was ist für dich heilig? Mein erster Gedanke: „Ach, Du heiliger Strohsack“, eine schwierige Frage, denn das Wort heilig geht im Alltag merkwürdige Wortverbindungen ein. Als katholischer Christ nehme ich das Wort in seiner ureigensten Bedeutung ernst. Deshalb ist für mich allein die Beziehung zu dem dreifaltigen Gott heilig. Sie offenbart sich mir in den Sakramenten, die mein christliches Leben beginnend mit der Taufe begleiten. Die Sakramente sind mir heilig, ich bin bereit für sie einzutreten und sie zu bezeugen. In meinem Leben gab mir das Sakrament der Ehe, der unauflösbare Bund zweier Menschen vor Gott, Sicherheit und Orientierung. Daher ist mir in Zeiten der Sinnsuche und des Werteverfalles dieses Sakrament besonders heilig.“

Michael Wierzimok, Richter am Amtsgericht Köln, stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstands „Am Heumarer Dreieck“ in Köln-Rath und Mitglied des Kirchengemeindeverbandes

Foto: privat



Grundsolides am Rande

„Prämonstratensische Romanik“ im Norden Kölns

Als apostolische Gemeinschaft im Sinne der Jerusalemer Urgemeinde gründete Norbert von Xanten um 1120 die Prämonstratenser. Die Begeisterung für diesen Weg, den Glauben zu leben, ergriff damals nicht nur Männer, die in der Seelsorge tätig sein wollten, sondern auch Frauen, die diese vornehmlich durch ihre Gebete stützen wollten. Im Jahr 1143 übernahmen die Prämonstratenser von Kloster Steinfeld für den Frauenkonvent in Dünnwald die bereits bestehende Kirche eines 1118 gestifteten Augustiner-Chorherrenklosters. Auch wenn sie – anders als die zeitgleich sich formierenden Zisterzienser – keinen eigenen Ordensbaustil prägten, verweist St. Nikolaus noch heute auf genuin prämonstratensische Prinzipien, die sich auch im Namen des Stammklosters Prémontré ausdrücken – Pratum monstratum – die zeigte Wiese: „Hier ist deine Aufgabe, hier, wohin ich dich stelle, sollst du den Acker des Reiches Gottes bestellen.“

VON MEIK SCHIRPENBACH

Der Kern der Kirche St. Nikolaus in Köln-Dünnwald ist eine romanische Basilika von beeindruckender Schlichtheit und Kraft, in Köln vielleicht nur noch mit St. Cäcilien vergleichbar: ein Hauptschiff, zwei Seitenschiffe mit sich anschließenden Apsiden. Flache Decken schaffen einen in sich ruhenden Einheitsraum, die schlichten Rundbogenarkaden ermöglichen eine gleichwertige Kommunikation der Räume. Die Apsis hat durch das Zumauern der Fenster an Schlichtheit und Aussagekraft gewonnen. Einfacher kann es die Architektur nicht formulieren: „Wir nähern uns der Begegnung mit dem, der nicht mehr in Formen und Ausdruck gefasst werden kann, der reine Gegenwart und Zuwendung ist.“ Das Kirchenschiff mit seinen ursprünglich sieben Obergadenfenstern und Arkadenöffnungen zum Seitenschiff kann als Symbol des Schöpfungswerkes aufgefasst werden – offen für die Begegnung mit Gott.

Im Westteil der Kirche errichteten die Prämonstratenser eine Empore für ihr Chorgebet. Sie gaben diesem Teil der Kirche so eine neue Akzentuierung: Er ist nicht mehr Ort der Abwehr gegen die – in Richtung des Sonnenuntergangs verorteten – Mächte der Finsternis, sondern Ort der Zuflucht zu Gott. Doch der Nonnenkonvent, der sich zum Adelskonvent entwickelte, überlebte die Kriege und geistigen Unruhen der frühen Neuzeit nicht; 1643 wurde er in ein Priorat der Steinfelder Kanoniker umgewandelt. Diese Entwicklung in Brüchen findet ihren Ausdruck in verschiedenen Um- und Rückbaumaßnahmen. So macht der barocke Umbau die Nordseite der Kirche zu einer einladenden und bewegten Fassade. Man nähert sich hier von der Seite, betrachtet aber das Gesamte gleichsam ungeschützt, es präsentiert sich mit einladender Offenheit. Dennoch: Wie es keine direkten Wege zu Gott gibt, so erschließt sich der Innenraum mit seiner inneren Asymmetrie und Spannung nur durch stete Annäherung. Auch so ist er ein ehrliches Abbild des Glaubensweges: Hochzeiten des Durchatmens und der Freude – gleichsam das Nordschiff – wechseln ab mit gedrückten Zeiten des Suchens und Ringens, ja der Gottesferne. Daran kann das Südschiff erinnern. Immer aber sind es Wege, keine Ruhepunkte, wie die Schiffe in ihrer Unterschiedlichkeit eine klare Ausrichtung nach Osten hin haben. All diese Wege stehen in einer Wechselwirkung, so wie sich die Kirchenschiffe zueinander öffnen.

Die Prämonstratenser verstehen sich als Seelsorgeorden. Jeder dritte Steinfelder Mönch war in der Pfarrseelsorge tätig, wohnte also nicht im Kloster, sondern in den Pfarrhäusern. Das Mutterkloster aber war geistige Heimat und wurde zur Sammlung der inneren Kräfte aufgesucht. So waren die Prämonstratenserpfarrer gut aufgefangen. Gerade ein Seelsorger, der wirklich bei den Menschen ist, braucht auch heute diese Beheimatung außerhalb seiner Gemeinde. Er kann nicht in ihr aufgehen, weil er zu viel um die Menschen weiß – ein Wissen, das einsam machen kann.

Welch einen Schatz praktischen Menschenwissens müssen die Prämonstratenserklöster geborgen haben! Hier wusste man um das Leid des Menschen, um seine Unvollkommenheit und um die unfassbare Tragweite eines Evangeliums von der Barmherzigkeit Gottes. Vielleicht konnte man sich auch deshalb unter diesen „Mönchen mitten im Leben“ mit einer ästhetischen Vollkommenheit von Kirchengebäude und Liturgie nicht mehr zufrieden geben. Im Rheinland waren es vor allem die Prämonstratenser, die durch ihre Pfarrseelsorge den katholischen Glauben in einer soliden und lebensnahen Weise gerade auf den Dörfern erhalten haben.

Heute wird gerne von der Notwendigkeit gesprochen, in „Geistliche Zentren“ zu investieren und weniger in flächendeckende Seelsorge. Die Prämonstratenser haben einst darauf verzichtet, ihre Abteien als derartige Zentren zu etablieren. Sie haben den „Schatz der Mitte“ zu den Menschen vor Ort getragen. Die Geschichte hat diesem pastoralen Grundsatz Recht gegeben. ■

Pfarrer **DR. MEIK SCHIRPENBACH**, Jugendseelsorger des Kreises Euskirchen und der Stadt Bonn, begleitet die „Geistlichen Erkundungen“, zu denen die Akademie an vier Tagen im Jahr einlädt. Wir geben hier seinen Vortragstext der Geistlichen Erkundung „Prämonstratensische Geistesart“ (22. März 2011) in Auszügen wieder.



Fotos: Michael Fischer

VERANSTALTUNGSHINWEISE

Die „Geistlichen Erkundungen“ der Akademie erschließen einen Kirchenraum kunstgeschichtlich und in seiner spirituellen und theologischen Dimension, sie bringen ihn durch Wort, Gesang und Musik „zum Klingen“.

6. März 2012 (Di.), 19.00 Uhr

An den Ursprüngen des Christentums in Köln
Die Kirche St. Gereon in Köln

22. Mai 2012 (Di.), 19.00 Uhr

Verkündigung und Caritas
Die Maxkirche in Düsseldorf

www.tma-bensberg.de/geistlicheerkundungen